

In seinem Angriff auf die spekulative Philosophie – Die deutsche Ideologie – erzählt Marx, wie die Arbeit im Laufe der Geschichte auf verschiedene Individuen verteilt worden sei. Er kritisiert, dass in der industriellen Arbeitsteilung der Moderne die Arbeit des Menschen nicht Ausdruck freiwilliger Tätigkeit sei, sondern als Erwerbsarbeit das Ergebnis eines historischen Konsolidierungsprozesses, in dem der Einzelne auf eine bestimmte Tätigkeit festgelegt wird, der er sein Leben lang kaum mehr entkommt. Der Einzelne erlebt sein eigenes Tun nicht als Befreiung, sondern als entfremdete Arbeit, die ihn als eine ihm gegenüberstehende Macht gefangen hält. Die Passage sei an dieser Stelle ausführlich zitiert:

«Sowie nämlich die Arbeit verteilt zu werden anfängt, hat jeder einen bestimmten ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht alle Mittel zum Leben verlieren will – während in der kommunistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben gerade dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun, morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach dem Essen zu kritisieren, wie ich gerade Lust habe, ohne je Jäger, Fischer, Hirt oder Kritiker zu werden» (MEW 3, 33).

Die Bedenken, die sich dem Leser dieser Zeilen aufdrängen, sind offensichtlich: Erstens überschätzt Marx die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft, den produktiven Einsatz von Arbeit und Kapital zu planen. Zweitens unterschätzt er die stabilisierende Kraft der Erwerbsarbeit für die alltägliche Lebensführung. Das stählerne Gehäuse der Arbeit hat zugleich eine Entlastungsfunktion: Ich muss mich nicht ständig aufs Neue fragen, was ich heute Nachmittag tun werde. Drittens geht mit der Spezialisierung auf eine Tätigkeit eine gewisse Perfektionierung einher, die letztlich dem Arbeitsergebnis zu Gute kommt. Aus all diesen Gründen erscheint die harsche Kritik konservativer Autoren an dieser Passage auf den ersten Blick als berechtigt. Insbesondere

Paul Nolte hat sich in letzter Zeit wiederholt über die vermeintliche Naivität von Marx öffentlich lustig gemacht. Morgens zu jagen, nachmittags zu fischen und abends noch darauf los zu kritisieren sei doch eine allzu einfältige Vorstellung von der Wirklichkeit.

In der Tat lässt die Wettbewerbsgesellschaft der Gegenwart oft wenig Spielraum für eine abwechslungsreichere und vielseitigere Lebensführung. Wer sich im Wettbewerb behaupten will – so heißt es –, muss sich auf das konzentrieren, was er am besten kann, und dies möglichst besser können als alle anderen. Wer die Nase vorne haben will, darf sich nicht mit Nebensächlichkeiten aufhalten. Er muss sich auf seine Stärken besinnen und seinen relativen Wettbewerbsvorteil ausnutzen. Der Ernstfall lässt kaum eine andere Wahl als sich entweder auf anonyme Art und Weise an der Verdrängung anderer zu beteiligen oder selbst verdrängt zu werden. Dem mitunter brutalen Wettbewerbsverhalten liegt eine fatale Vermutung zu Grunde: Da alle anderen versuchen, mich aus der Konkurrenz zu katapultieren, muss ich mich selbst mit aller Kraft behaupten. Die einzig vorstellbare Alternative lautet: fressen oder gefressen werden.

Nun muss man kein geschulter Soziologe sein, um die Schwierigkeiten zu sehen, die Schul- und Hochschulabsolventen haben, ihren Platz in der Arbeitswelt zu finden. Die fehlenden Ausbildungsplätze und bedrückende Massenarbeitslosigkeit seien an dieser Stelle nur am Rande in Erinnerung gerufen. Vielen Absolventen fällt es bereits schwer, sich aus der Vielzahl der Berufe den richtigen auszuwählen. Gleichzeitig bietet keine der in Aussicht gestellten Berufsrollen eine langfristige Erfolgsperspektive, die eine Festlegung rechtfertigen würde. Für viele Schulabgänger ist die Perspektive, über eine fundierte Ausbildung beruflich und gesellschaftlich integriert zu werden, äußerst ungewiss geworden. Die *Angst vor der Arbeitslosigkeit* prägt bereits die Schüler – insbesondere der unteren Schichten (Bourdieu 2001). Nichtsdestotrotz blicken die meisten Jugendlichen ihrer beruflichen Zukunft mit großen Hoffnungen entgegen. Oft müssen sie aber die schmerzhaft Erfahrung machen, dass sich viele ihrer Vorstellungen mit dem praktischen Arbeitsleben nicht vereinbaren lassen. Im Alltag stehen die eigenen Wünsche den gegebenen Möglichkeiten gegenüber. Wird dieser Widerspruch bewusst reflektiert, entsteht ein produktives Spannungsverhältnis, das den Einzelnen abwechselnd dazu anhält, nach Strategien der Realisierung oder Perspektiven der Umoorientierung zu suchen.

Nicht immer gelingt die Vermittlung. In der Folge erfordert die Erwerbsarbeit eine Reihe von Anpassungen, die im Widerspruch zu den persönlichen Lebensentwürfen stehen.

Diese Situation hat sich in letzter Zeit nicht gerade entspannt. Im Gegenteil. Der Arbeitsalltag fordert von allen Berufstätigen mehr als noch zehn Jahre zuvor. Konfrontiert mit der weltweiten Konkurrenz begannen die meisten Großunternehmen im Laufe der 1990er Jahre, ihren Geschäftsbetrieb radikal zu rationalisieren. Sie leiteten einen Prozess betrieblicher Restrukturierung ein, der die gesamte Arbeitsorganisation auf der Grundlage der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien effizienter gestalten sollte. Das war ein gewaltiges Geschäft für mehr oder weniger befähigte Unternehmensberater. Aus der Perspektive der Unternehmen ging es vorrangig um die Verringerung der Kosten, eine Steigerung der Produktivität und eine Anpassung des Arbeits-einsatzes an die schwankende Nachfrage auf den Weltmärkten. Die Devise hieß Flexibilisierung. Die Arbeitsverhältnisse wurden tendenziell entstandardisiert und an den individuellen Fertigkeiten der Beteiligten ausgerichtet.

Die Rationalisierungs-offensive führte einerseits zur Entlassung entbehrlicher Mitarbeiter und andererseits zu einer Beschleunigung des Arbeitsalltags für die verbliebenen Beschäftigten. Darüber hinaus wurde der Wettbewerb in viele Unternehmen hereingeholt. Mit der Deregulierung des Arbeitsalltags haben sich die Arbeitsanforderungen für den Einzelnen insgesamt erhöht. Mit den höheren Anforderungen und dem härteren Wettbewerb sind insbesondere in den hochqualifizierten Berufen zunehmend Überstunden, Arbeit außerhalb der offiziellen Arbeitszeiten und Fortbildungen in der Freizeit an der Tagesordnung. Aufgrund des beruflichen Risikos, das die Betroffenen tragen, besteht die Tendenz, Zeiten der Ruhe und Erholung auszusparen (siehe den Beitrag «Zeitmanagement»). Aufgaben, die nicht dasselbe Ansehen genießen wie die bezahlte Erwerbsarbeit, laufen Gefahr, nicht zuletzt aus Zeitnot unzulänglich oder gar nicht wahrgenommen zu werden. Tätigkeiten, die zwar als wünschenswert, aber in beruflicher Hinsicht als bedeutungslos erachtet werden, drohen vernachlässigt zu werden. Was droht ist eine Unterversorgung in all den Bereichen, die nur persönlich erbracht werden können, aber unter zeitökonomischen Gesichtspunkten als ineffizient gelten (Brandl/Hildebrandt 2002, 91). Die Folgen einer solchen Lebensführung sind hinlänglich bekannt: Die Zahl der Ausbildungsplätze sinkt. Der

Kinderwunsch wird auf einen späteren Zeitpunkt aufgeschoben. An die Stelle stabiler Lebensgemeinschaften treten lose Beziehungsnetzwerke.

Während sich der Arbeitsalltag für die erfolgreichen Beschäftigten weiter intensiviert, werden die weniger Erfolgreichen gerade mit entgegen gesetzten Herausforderungen konfrontiert. Die Organisation der Arbeit im fordistischen Regulationsmodell hatte – nicht zuletzt aufgrund zahlreicher sozialer Auseinandersetzungen – das so genannte «Normalarbeitsmodell» hervorgebracht: In der Regel versteht man darunter eine Vollzeitbeschäftigung von 35 bis 40 Wochenstunden in einem unbefristeten Arbeitsverhältnis, das sich innerhalb der geltenden arbeits- und sozialgesetzlichen Regelungen bewegt und ein Einkommen ermöglicht, das die Versorgung einer ganzen Familie gewährleistet (Brandl/Hildebrandt 2002, 70). Das so definierte Normalarbeitsmodell sollte lange Zeit das allgemeine Vorbild einer guten und geregelten Arbeit darstellen. Seine normative Kraft blieb nicht auf die Sphäre der Arbeit beschränkt, sondern wirkte sich auf die Strukturierung des privaten und öffentlichen Lebens aus. Das Konstrukt der Normalarbeit sollte das stützende Zentrum der sozialen Architektur der modernen Industriegesellschaften bilden. Im Mittelpunkt stand der männliche Facharbeiter oder Angestellte. Die vertraglich geregelte Lohnarbeit verschaffte ihm eine halbwegs verlässliche Existenzgrundlage. Die Gliederung des Lebenslaufes in Etappen der Ausbildung, Erwerbsarbeit und Altersruhe ermöglichte eine gewisse Berechenbarkeit der Lebensplanung.

Bis heute ist das soziale Sicherungssystem des Staates eng an diese Gliederung angelegt. Doch während sich die staatlichen Einrichtungen weiterhin an diesem Modell orientieren, hat es für viele Erwerbspersonen längst an Geltung verloren. Inzwischen ist das traditionelle Normalarbeitsverhältnis noch für etwa zwei Drittel aller Beschäftigten alltägliche Realität (Brandl/Hildebrandt 2002, 70). Dagegen sind im Zuge der allgemeinen Deregulierung neue Beschäftigungsverhältnisse entstanden, die von den traditionellen Beschäftigungsformen abweichen. War die Lohnarbeit bislang in der Regel durch geregelte Arbeitszeiten, feste Arbeitsorte und verlässliche Arbeitsverträge definiert, wird das traditionelle Normalarbeitsverhältnis tendenziell entstandardisiert. Die Beziehung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wird individualisiert. Die Arbeitsverhältnisse werden dem Arbeitsbedarf angepasst und berücksichtigen

insbesondere in Hinblick auf Arbeitszeit und Lohndifferenzierungen immer mehr Besonderheiten. So entstehen neue Formen der Beschäftigung, die nicht selten erst von den Beteiligten ausgehandelt werden müssen.

Insofern es aus der Perspektive der Arbeitgeber als ideal erscheint, Arbeitnehmer auf Abruf und nur wenn es gerade erforderlich ist zu beschäftigen, bringt die Individualisierung der Arbeitsverhältnisse oft prekäre Beschäftigungsformen wie befristete Verträge, flexible Zeitarbeit oder geringfügige Beschäftigung hervor. Insbesondere im Niedriglohnsektor entstehen hybride Formen der Beschäftigung wie abhängige Selbständigkeit oder Scheinselbständigkeit ohne soziale Einbindung in Tarifverträge oder Sozialversicherungen. Nicht selten sind all diese Arbeitsverhältnisse ungeeignet, ein gewisses Maß an Sicherheit und finanzieller Unabhängigkeit zu gewährleisten. Es wird unmöglich, das eigene Leben auf lange Sicht zu planen. Oft bewegen sich die Betroffenen ohne stabiles Einkommen in einer fortwährend gefährdeten Übergangszone zwischen befristeter Erwerbsarbeit und vorübergehender Arbeitslosigkeit. Unwillkürlich geht mit der Verunsicherung der Arbeitsverhältnisse die Sorge um die eigene Existenz und Angst vor dem sozialen Absturz einher.

Angesichts dieser divergierenden Entwicklungstendenzen erscheint eine gewisse Kurskorrektur, die einer dauerhaften Spaltung der Gesellschaft entgegenwirkt, als dringend erforderlich. Seit der ersten Beschäftigungskrise in den achtziger Jahren besteht dabei einer der Ansätze darin, den zentralen Stellenwert der Erwerbsarbeit zu einem gewissen Grad zu relativieren und im Gegenzug die vielfältigen Tätigkeiten in den Gesamthaushalt der Gesellschaft einzubeziehen, die gemeinhin nicht als Erwerbsarbeit gelten, aber gleichwohl zum individuellen wie sozialen Wohlergehen beitragen. Im Laufe der Geschichte hatte die Konzentration auf die Erwerbsarbeit tendenziell in Vergessenheit geraten lassen, dass die an beruflichen Rollen orientierte Arbeitsteilung stillschweigend eine Vielzahl an Tätigkeiten voraussetzt, die weder finanziell vergütet werden, noch dasselbe Ansehen wie die Lohnarbeit genießen, für das Gelingen des privaten und öffentlichen Lebens aber ebenso erforderlich sind (Castel 2000). Man denke nur an die Familienfürsorge und Hausarbeit von Frauen, welche die Erwerbstätigkeit ihrer Männer mit ermöglichten. So geht es nicht erst seit gestern darum, die verschiedenen Formen des persönlichen und partnerschaftlichen Engagements

außerhalb der Erwerbsarbeit in ihrer Eigenwertigkeit anzuerkennen, aktiv zu beleben und gezielt zu fördern.

In diesem Sinne hat etwa Andre Gorz eine «Multiaktivitätsgesellschaft» vor Augen, in der sich vielfältige Aktivitäten im öffentlichen Raum entfalten, ohne gleich in Geldwerte übersetzt zu werden (Gorz 2000). Erwähnenswert an dieser Stelle erscheint ferner das Programm der «Neuen Arbeit» von Frithjof Bergmann, demzufolge eine technisch versierte Selbstversorgung und High-Tech-Eigen-Produktion ein gewisses Maß an materieller Unabhängigkeit von der Lohnarbeit ermöglichen sollen. Das Ziel besteht nicht darin, die Menschen von der Arbeit zu befreien, sondern die Arbeit so zu transformieren, dass sie «freie, selbstbestimmte, menschliche Wesen hervorbringt» (Bergmann 2004, 12; siehe den Beitrag «Human Capital»). Bei allen Unterschieden stellt schließlich auch das Konzept einer bezahlten Bürgerarbeit von Ulrich Beck den Versuch dar, das brachliegende Tätigkeitspotential außerhalb des Erwerbsarbeitsmarktes zu aktivieren und in die soziale Arbeitsteilung zu integrieren (Beck 2000). Statt lediglich die Arbeitslosigkeit zu finanzieren, solle der Staat lieber das soziale Engagement seiner Bürger fördern. Insofern die bürgerschaftliche Selbstverpflichtung in der Regel auf das Gemeinwohl bezogen ist, gelte es, die Förderung der freiwilligen und gemeinwohlorientierten Bürgerarbeit nicht als finanzielle Belastung zu sehen, sondern als eine Bereicherung des Gesamthaushaltes. An die Stelle des Arbeitslosengeldes tritt das so genannte Bürgergeld, das neben einer Grundsicherung zugleich eine finanzielle Anerkennung des Arbeitseinsatzes darstellt.

Im Grunde plädieren Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler bereits seit zwei Jahrzehnten dafür, die anhaltende Massenarbeitslosigkeit und alltägliche Unsicherheit mit Hilfe eines Grundeinkommens abzufedern. Das *Grundeinkommen* ermöglicht den Bürgern ein bescheidenes, aber den gesellschaftlichen Standards entsprechendes Leben. Es dient der Existenzsicherung und wird einfach wie ein Gehalt ausgezahlt. Es ersetzt die zahllosen öffentlichen Zuwendungen und wird allen Bürgerinnen und Bürgern bedingungslos und ohne Prüfung ausgehändigt. Dadurch entfällt ein großer Teil des bisherigen Verwaltungsaufwandes. Die Sorge, damit nur das Nichtstun zu fördern, erscheint bei genauer Betrachtung als unsinnig. Niemand ist daran interessiert, Tag für Tag zu faulenzen. Die meisten Menschen wollen aus sozialen und kulturellen Gründen sehr gern arbeiten. Sie sind zudem daran interessiert, möglichst etwas

dazu zu verdienen. Die Bürger einer Gesellschaft vor dem freien Fall zu bewahren und nach unten abzusichern, dient nicht nur den Betroffenen, sondern ebenso dem sozialen Frieden der gesamten Gesellschaft. Darüber hinaus schafft das Grundeinkommen einen stabilen Boden, auf dem das selbstbestimmte und gemeinwohlorientierte Handeln der Bürger aufbauen kann, ohne von materiellen Nöten und existenziellen Ängsten untergraben zu werden. Das Grundeinkommen eröffnet neue Entwicklungsperspektiven außerhalb des Erwerbsarbeitsmarktes. Es stützt zivilgesellschaftliche Formen der Selbstorganisation in Nachbarschaftshilfen, Fördervereinen, Kooperationen und stärkt deshalb letztlich die Demokratie.

Insofern das Konzept der Bürgerarbeit in den letzten Jahren breit diskutiert wurde, möchte ich im folgenden auf ein Modell eingehen, das sich bislang weniger öffentlicher Aufmerksamkeit erfreut. Im Jahr 2002 haben die Berliner Soziologen Sebastian Brandl und Eckardt Hildebrandt das analytische Beschreibungsmodell einer «Mischarbeit» vorgelegt, in dem sie versuchen, die vielfältigen Arbeitsformen, die ein tätiges Leben auszeichnen, in ein erweitertes Arbeitsverständnis zu integrieren (Brandl/Hildebrandt 2002). Die traditionelle Erwerbsarbeit stellt dabei einen dominierenden, aber eben nur einen der Bestandteile dar. Darüber hinaus spielen *Versorgungsarbeit*, *Gemeinschaftsarbeit* und *Eigenarbeit* eine ebenso wichtige Rolle. Während die Erwerbsarbeit der Erwirtschaftung eines Einkommens nach Marktprinzipien dient, bezieht sich die Versorgungsarbeit auf die Selbstversorgung von Einzelpersonen oder Lebensgemeinschaften im eigenen Haushalt. Die Gemeinschaftsarbeit umfasst all diejenigen Arbeiten, die ohne finanzielle Vergütung für andere beziehungsweise das soziale Miteinander geleistet werden – wie das traditionelle Ehrenamt oder bürgerschaftliche Engagement. Die Eigenarbeit beinhaltet schließlich ein selbstbestimmtes und nutzenorientiertes Arbeiten in Bezug auf den persönlichen Bedarf. Tätigkeiten der individuellen Freizeitgestaltung werden ausdrücklich nicht berücksichtigt. Das Konzept der Mischarbeit bezieht diese verschiedenen Arbeiten als variable Größen eines Gesamtarrangements ein, die im Laufe eines Lebens seitens des Individuums auf vielfältige Art und Weise miteinander kombiniert werden können:

«Mischarbeit bezeichnet die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Arbeiten der oder des Einzelnen, die Vielfalt

der alltäglichen individuellen Kombinationen und die Veränderung der Kombinationen in biographischer Perspektive» (Brandl/Hildebrandt 2002, 104).

Mit diesem Ansatz geht sowohl eine gewisse Relativierung der traditionellen Erwerbsarbeit, als auch eine gleichzeitige Aufwertung informeller Arbeiten einher. Er erlaubt es, gezielt mit unterschiedlichen Einkommensquellen umzugehen. Er schafft ein Bewusstsein für den sozialen Wert von Tätigkeiten, die von der Erwerbsarbeit lange Zeit tendenziell zurückgedrängt worden sind, gleichwohl sie dem Wohl des Einzelnen wie der Gesellschaft nützen. Er macht sichtbar, wie ungleich diese verschiedenen Arbeiten auf verschiedene gesellschaftliche Gruppen und nicht zuletzt die beiden Geschlechter verteilt sind. Und er verdeutlicht die Zusammenhänge und Spannungsmomente zwischen den vier Segmenten, die spezifische Herausforderungen an die alltägliche Lebensführung des Einzelnen stellen (Brandl/Hildebrandt 2002, 105). So müssen die Tätigkeiten, die eine Person in verschiedenen Sozialbereichen ausübt, zeitlich und räumlich koordiniert und in ein praktikables Handlungskonzept integriert werden.

Neben der Erhöhung des Reflexivitätsgrades im Umgang mit Fragen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung beinhaltet das Beschreibungsmodell zudem eine ganze Reihe an strategischen Optionen in Hinblick auf die Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens. So liegt eines der Potentiale, die auf der Grundlage des Modells sichtbar werden, unter anderem darin, den marktorientierten Konkurrenzindividualismus in Richtung eines eher solidarischen Miteinanders zu überwinden. Der Einzelne erfährt sich nicht mehr als vereinzelter Akteur in einem erbitterten Konkurrenzwettkampf um individuelle Lebensperspektiven, sondern als eingebettet in ein gesellschaftliches Beziehungsnetzwerk, das ihn auf vielfältige Art und Weise sichert, fordert und bereichert.

Die vielfältigen Netzwerke und freiwilligen Assoziationen, in denen sich die einzelnen Bürger zwanglos aneinander binden, sind seit geraumer Zeit als zivilgesellschaftliche Organisationsformen ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Zivilgesellschaftliche Organisationen sind weder vom Staat geschaffen, noch aufgrund wirtschaftlicher Gewinnerwartungen gebildet. Die treibende Kraft ist der aktive Bürger, der sich für die Gestaltung des Gemeinwesens einsetzt. Wie Jean L. Cohen

und Andrew Arato bereits zu Beginn der neunziger Jahre darlegten, bildet die *Zivilgesellschaft* eine eigene Sphäre jenseits von Staat und Markt (Cohen/Arato 1992). In ihr artikuliert sich die Freiheit des Individuums in einer zwanglosen Selbstverpflichtung gegenüber der Mitwelt. Die Mitgliedschaft in zivilgesellschaftlichen Organisationen beruht auf Freiwilligkeit, die bindende Kraft auf gegenseitigem Vertrauen. So zeichnet sich die Sphäre der Zivilgesellschaft in erster Linie durch eine spezifische Form des sozialen und kommunikativen Handelns aus, das auf Selbstständigkeit und Selbstorganisation beruht, und sich an gemeinsamer Verständigung, freiwilligen Kooperationen und friedlichen Konfliktlösungen im Sinne des Gemeinwohls orientiert. Entsprechend besteht die Attraktivität des zivilgesellschaftlichen Versprechens darin, die demokratische Selbstbestimmung und solidarische Verbundenheit der Bürger zu reaktivieren. Zivilgesellschaftliche Organisationen nehmen vor allem Aufgaben wahr, die weder von staatlichen noch marktwirtschaftlichen Kräften bewältigt werden. Dabei geht es nicht darum, staatliche Leistungen durch bürgerschaftliches Engagement zu ersetzen, sondern sie gezielt zu ergänzen.

In der globalisierten Welt der Gegenwart weichen Probleme wie Umweltverschmutzung oder Wirtschaftskrisen nicht vor den Grenzzäunen der Nationalstaaten zurück. In der Konsequenz führt der Einsatz zivilgesellschaftlicher Organisationen unwillkürlich über nationale Grenzen hinweg. Inzwischen sind NGOs wie *Greenpeace* oder *Amnesty International* zu mächtigen Akteuren in der internationalen Arena geworden. In diesem Sinne ist eine «neue Internationale» (Derrida) längst Realität. Allerdings handelt es sich um ganz andere Formen des politischen Engagements als dies früher der Fall war. Die neue Internationale wird von keinem gemeinsamen Klassenbewusstsein zusammengehalten. Im Mittelpunkt steht nicht die Auseinandersetzung zwischen Arbeit und Kapital; zumindest nicht so, wie wir sie kannten. Das freiwillige Bündnis der Beteiligten geht durch ganz verschiedene soziale Milieus und nationale Gemeinschaften hindurch. Es beruht auf der Sorge um den Erhalt der natürlichen Lebensgrundlagen, auf dem Unbehagen an den schreienden Ungleichheiten zwischen arm und reich, auf der Wut über die rücksichtslose Selbstbereicherung mancher wirtschaftlich Mächtigen und nicht zuletzt auf dem Wunsch, der Welt ein gewisses Maß an Selbstachtung und Menschenwürde abzurufen.

Dabei haben die zivilgesellschaftlichen Organisationen nicht zuletzt deshalb in den letzten Jahren so sehr an Bedeutung gewonnen, weil ihnen weder die traditionelle Arbeiterbewegung noch die politischen Parteien im Widerstand gegen wirtschaftliche Ausbeutung und politische Unterdrückung weiterhalfen. So ist es gerade nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse oder einer bestimmten politischen Gruppierung, die Menschen dazu veranlasst, sich rund um den Globus in neuartigen Netzwerken und transnationalen Allianzen zu vereinigen, sondern eine Vielzahl an verschiedenen Zielen, die lediglich einem ähnlichen Einsatz verpflichtet sind: allen Widerständen und Enttäuschungen zum Trotz für eine andere, eine bessere Welt zu streiten – ohne auf die Ideale von friedlicher Emanzipation und rechtsstaatlicher Demokratie zu verzichten.

Einige postmarxistische Denker wie Antonio Negri oder Chantal Mouffe und Ernesto Laclau sehen in den selbständigen Netzwerken eine neue Form der solidarischen Selbstorganisation mit revolutionärem Potential. Dementsprechend versuchen sie, der Vielfalt und Ungleichartigkeit der Zielsetzungen und Organisationsformen gerecht zu werden und ihnen zugleich eine gemeinsame Stoßrichtung zu geben. Das Programm besteht primär darin, um mit Deleuze zu sprechen, ein ganzes System von Netzen, von Stützpunkten und Verbindungen des Volkes herzustellen, die an der Verwirklichung der revolutionären Idee mitwirken (siehe den Beitrag «Menschenrechte»). Die politische Praxis bleibt nicht auf Parteipolitik beschränkt, sondern zielt auf eine Veränderung der kulturellen Hegemonie im Sinne Antonio Gramscis, also der Vorherrschaft spezifischer Glaubenssätze, auf die sich die Macht der herrschenden Regierungsparteien stützt. Diese Praxis steht durchaus dem öffentlichen Druck nahe, den NGOs aufbauen, um ihre übermächtigen Gegner zum Umdenken zu bewegen. Angesichts massenmedialer Werbekampagnen und spektakulärer Medieninszenierungen von Berufspolitikern und Privatunternehmern erscheint die akademische und künstlerische Arbeit am Bewusstsein der Bevölkerung, wie sie in der Regel in linksradikalen Zirkeln praktiziert wird, allerdings eher als selbstbezüglich und politisch ohnmächtig.

Kommen wir zu guter Letzt auf Marx zurück. Vor dem skizzierten Hintergrund der gegenwärtigen Entwicklungen erscheint die Attraktivität der eingangs zitierten Marxpassage als sehr viel aktueller als zunächst vermutet. Morgens einer Erwerbsarbeit nachgehen, am Nachmittag eine Fortbildung besuchen, am

frühen Abend mit den Kindern spielen und später noch ein Buch lesen, Freunde treffen oder eine Sitzung der Bürgerinitiative besuchen – für viele (und vor allem für Frauen) ist ein solcher Tagesablauf längst Realität. Es stellt sich deshalb die Frage, ob ein solch reichhaltiges Lebensmodell nicht ebenso wertzuschätzen ist wie ein Leben, das sich voll und ganz dem beruflichen Erfolg verschreibt. Die entscheidende Frage lautet, ob wir auch bereit sind, all den alternativen Tätigkeiten, die nicht für monetären Lohn geleistet werden, die soziale Anerkennung zukommen zu lassen, die sie eigentlich verdienen, und folglich die finanziellen Ressourcen zur Verfügung zu stellen, die notwendig sind, um allen Bürgern ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Gerade in einem der reichsten Staaten der Welt sollte ein solcher Schritt als ein erstrebenswerter zivilisatorischer Gewinn erscheinen.

Ich habe versucht, einen Bogen zu spannen, der von einer einzelnen Marxpassage in verschiedene Diskussionszusammenhänge der Gegenwart führt. Die Frage, die damit stillschweigend im Raum steht, lautet, in welchen Kontexten das, was man den marxischen Geist – oder im Anschluss an Derrida (2004) das marxische «Gespenst» – nennen könnte, in verwandelter Gestalt im zeitgenössischen Denken präsent ist. Die Antwort muss wohl lauten, dass es dieselben Probleme sind und die Art und Weise, diese Probleme zu betrachten, die eine Anschlussfähigkeit der einzelnen Segmente ermöglichen. Der kommunistische Spuk mag von der Weltbühne verschwunden sein – die Schwierigkeiten, die er zu bewältigen vorgab, sind aber weitgehend dieselben geblieben. Dazu zählt das Unbehagen an einer eindimensionalen Erwerbsarbeit ebenso wie die Sorge um den sozialen Zusammenhalt oder das Streben nach Sicherheit und Selbstbestimmung.

Literatur:

- Beck, Ulrich (Hg.) (2000): *Die Zukunft von Arbeit und Demokratie*. Frankfurt/Main
- Bergmann, Frithjof (2004): *Neue Arbeit, neue Kultur*. Freiamt
- Bourdieu, Pierre (Hg.) (2001): *Der Lohn der Angst: Flexibilisierung und Kriminalisierung der neuen Arbeitsgesellschaft*. Konstanz
- Brandl, Sebastian/Hildebrandt, Eckart (2002): *Zukunft der Arbeit und soziale Nachhaltigkeit. Zur Transformation der Arbeit vor dem Hintergrund der Nachhaltigkeitsdebatte*. Opladen
- Castel, Robert (2000): *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz
- Cohen, Jean L./Arato, Andrew (1992): *Civil Society and Political Theory*. Massachusetts
- Derrida, Jaques (2004): *Marx' Gespenster*. Frankfurt/Main
- Gorz, André (2000): *Arbeit zwischen Misere und Utopie*. Frankfurt/Main
- Laclau, Ernesto/Mouffe, Chantal (2001): *Hegemony and Socialist Strategy*. London
- Nolte, Paul (2004): *Generation Reform*. München

Jost Halfmann

Die Kritik der politischen Ökonomie von Karl Marx bietet die interessanteste gesellschaftstheoretische Deutung des technischen Naturbezugs im 19. Jahrhundert. Marx' Gesellschaftstheorie ist durch die Auseinandersetzung mit der Politischen Ökonomie von Smith und Ricardo und mit dem philosophischen Idealismus von Hegel geprägt. Marx' Technikbegriff ist «produktivistisch»; Technik ist Ausdruck eines durch Arbeit vermittelten Naturbezugs des Menschen (siehe den Beitrag «Ökologie»). Technik stellt die Natur in den Dienst des Menschen; Technik ist arbeitsleistende Technik. Die aristotelische Idee, dass Technik die Natur nur imitieren könne, wird endgültig verworfen: nicht nur leistet Technik mehr als Natur, sie ist eine Naturmacht, die im Dienste der Unterwerfung der Natur steht. Hegel meinte schon, dass man mit Werkzeugen die Natur gegen die Natur einsetzen kann:

«Der Mensch verhält sich mit seinen Bedürfnissen zur äußerlichen Natur auf praktische Weise, und geht dabei, indem er sich durch dieselbe befriedigt, und sie aufreißt, vermittelnd zu Werke. Die Naturgegenstände sind mächtig und leisten mannigfachen Widerstand. Um sie zu bezwingen, schiebt der Mensch andere Naturdinge ein, kehrt somit die Natur gegen die Natur selbst, und erfindet Werkzeuge zu diesem Zwecke. Die menschlichen Erfindungen gehören dem Geiste an, und solches Werkzeug ist höher zu achten, als der Naturgegenstand» (Hegel 1949, 316).

Marx nimmt diesen Gedanken auf, wenn er schreibt:

«Der Mensch kann in seiner Produktion nur verfahren, wie die Natur selbst, das heißt nur die Formen der Stoffe ändern» (MEW 3, 47).

Aber die Umwandlung der Naturstoffe steht weder, wie in der Vormoderne, im Dienste der Natur, noch will sie die Natur vervollkommen. Wichtige Zutaten der Technik – wie der bewusste Plan, der hinter jedem technischen Artefakt steht – entstammen gar nicht der Natur. Marx interessiert sich nicht für das Schicksal der Natur, Technik ist vielmehr die *Bearbeitung* der Natur mit Naturmitteln zu einem gesellschaftlichen Zweck. Es

geht um Aneignung der Natur im Dienste gesellschaftlicher Reichtumserzeugung.

Technik wird bei Marx nicht über das Verstehen der Natur, sondern der Gesellschaft erschlossen. Die Formung der Naturstoffe durch Technik ist rein gesellschaftlicher «Natur». Was Technik ist, erfährt man durch Beschreibung der sozialen Beziehungen, an deren Stelle sie tritt. Marx würde sagen, nach der «Naturseite» ist Technik geformte Materie, nach der «Gesellschaftsseite» Ausdruck einer bestimmten Art der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Marx integriert einerseits die Mittel der Selbstbeschreibung der menschlichen Aktivitäten als (selbstgesteuerte und selbstreflexive) Vergesellschaftung und kann dabei auf die Vorarbeiten der politischen Philosophie der Aufklärung zurückgreifen (Rohbeck 1987). Er würdigt andererseits die Bedeutung der sich herausbildenden Technikwissenschaften für die industrielle Entwicklung moderner Gesellschaft.

Wenn bei Hegel Erfindungen (und Technik) dem «Geist» angehören und nicht in der Natur aufgefunden werden, so wird bei Marx der «Geist» als «Gesellschaft» reformuliert. Technik wird als Produkt und Ausdruck einer bestimmten Gesellschaftsformation begriffen. Marx Formel: «Die Handmühle ergibt eine Gesellschaft mit Feudalherren, die Dampfmühle eine Gesellschaft mit industriellen Kapitalisten» (MEW 4, 130), ist deshalb auch nicht als Indiz einer technikdeterministischen Einstellung zu verstehen (vgl. MacKenzie 1984), sondern als Kurzformel für die These, dass die Art der gesellschaftlichen Organisation an der verwendeten Technik abgelesen werden könne. Marx erläutert dies mit folgendem Hinweis:

«Die sozialen Verhältnisse sind eng verknüpft mit den Produktivkräften. Mit der Erwerbung neuer Produktivkräfte verändern die Menschen ihre Produktionsweise und mit der Veränderung der Produktionsweise, der Art, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, verändern sie alle ihre gesellschaftlichen Verhältnisse» (MEW 4, 130).

Arbeit sei das Medium, durch das die Gattung Mensch die Naturstoffe verwandle und dadurch sich selbst schaffe (siehe die Beiträge «Herrschaft» und «Informationsgesellschaft»).

«Man kann die Menschen durch das Bewußtsein, durch die Religion, durch was man sonst will, von den Tieren unterscheiden. Sie selbst fangen an, sich von den Tieren

zu unterscheiden, sobald sie anfangen, ihre Lebensmittel zu produzieren, ein Schritt der durch ihre körperliche Organisation bedingt ist. Indem die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, produzieren sie indirekt ihr materielles Leben selbst» (MEW 3, 21).

Arbeit hat wegen ihrer Körpergebundenheit einerseits einen Naturbezug, sie kann sich andererseits nur in organisierter Form (Arbeitsteilung) realisieren und produziert und reproduziert deswegen immer auch soziale Beziehungen, während sie an der Reproduktion der Leiblichkeit der Arbeitenden orientiert ist. Arbeit ist gesellschaftliche Anwendung eines natürlichen Vermögens auf die Natur.

«Die Arbeit ist zunächst ein Prozeß zwischen Mensch und Natur, ein Prozeß worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. *Er tritt dem Naturstoff selbst als Naturmacht gegenüber.* Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen. Indem er durch diese Bewegung auf die Natur außer ihm wirkt und sie verändert, *verändert er zugleich seine eigne Natur.* Er entwickelt die in ihr schlummernden Potenzen und unterwirft das Spiel ihrer Kräfte seiner eignen Botmäßigkeit» (MEW 23, 185; Hervorhebung JH).

Marx konstruiert Arbeit (bzw. Produktion, also die organisierte Form der Arbeit) immer im Doppelbezug – als natur- und gesellschaftsbezogene Aktivität:

«Die Produktion des Lebens, sowohl des eignen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung, erscheint nun schon sogleich als ein doppeltes Verhältnis – einerseits als natürliches, andererseits als gesellschaftliches Verhältnis –, gesellschaftlich in dem Sinne, als hierunter das Zusammenwirken mehrerer Individuen, gleichviel unter welchen Bedingungen, auf welche Weise und zu welchem Zweck, verstanden wird» (MEW 3, 30).

Das natürliche Verhältnis der Arbeit ist aber gerade nicht dasjenige, das die *Form* der Arbeit in irgendeiner Weise bestimmt; es wirkt nur als limitierende Bedingung der Arbeit (zum

Naturbegriff bei Marx vgl. Schmidt 1962; Halfmann 1986). Technik ist Produkt von Arbeit, von geistiger Arbeit, die über ein besonderes Abstraktionsvermögen und wissensbasierte Kompetenzen verfügt. Dies unterscheidet die menschliche von der tierischen Tätigkeit:

«Eine Spinne verrichtet Operationen, die denen des Webers ähneln, und eine Biene beschämt durch den Bau ihrer Wachszellen manchen menschlichen Baumeister. Was aber von vorneherein den schlechtesten Baumeister vor der besten Biene auszeichnet, ist, daß er die Zelle in seinem Kopf gebaut hat, bevor er sie in Wachs baut» (MEW 23, 186).

Arbeit erzeugt also nicht nur Produkte, sondern auch die notwendige *Distanzierung der Menschen von der Natur*, weil sie das Medium der Selbsterzeugung der Menschen als Gattung ist. Die menschentypische Umwelt ist die Gesellschaft, und eben nicht die Natur. Technik ist im Kontext der Selbsterzeugung der Gattung durch Arbeit ein Mittel der Schaffung der menschentypischen, eben der sozialen Umwelt. Technik ist immer Resultat von bewusstem Design und Ausdruck einer bestimmten Organisation der Arbeit. Technik wird (neben Bewusstsein und Sprache) zu *dem* Unterscheidungsmerkmal des Menschen von der Natur, vor allem von den Tieren.

«Der Gebrauch und die Schöpfung von Arbeitsmitteln, obgleich im Keim schon gewissen Tierarten eigen, charakterisieren den spezifisch menschlichen Arbeitsprozeß und Franklin definiert daher den Menschen als «a tool-making animal», ein Werkzeug fabrizierendes Tier» (MEW 23, 187 f.).

Die Marxsche Technikauffassung zeichnet sich also durch zwei Motive aus. Der eine Gedanke ist, dass die menschliche Gesellschaft auf einem Selbsterzeugungsprozess beruhe und dass dieser Selbsterzeugungsprozess nur im Durchgang durch die bewusste Naturbearbeitung gelingen könne.

«Die Technologie enthüllt das aktive Verhalten des Menschen zur Natur, den unmittelbaren Produktionsprozeß seines Lebens, damit auch seiner gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und der ihnen entquellenden geistigen Vorstellungen» (MEW 23, 393).

Mit dem zweiten Motiv setzt sich Marx von der frühmodernen Technikauffassung darin ab, dass die Menschen nicht nur der von Gott geschaffenen Natur eine «künstliche» hinzufügen, sondern dass die menschliche Gattung sich selbst als gesellschaftliche Organisation schafft – in Auseinandersetzung mit der Natur, die aber selbst nur noch als eine Ansammlung von Materie (Arbeit als «Stoff»-Wechsel!) und als ein Raum von Möglichkeiten der gesellschaftlichen Selbstsetzung gesehen wird.

Der Doppelcharakter von Arbeit als Stoffwechsel mit der Natur (konkrete Arbeit) und als laufende Erzeugung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung (abstrakte Arbeit) drückt auch der Technik seinen Stempel auf. Entsprechend hat auch Technik immer zwei Seiten: sie ist Ausdruck des Standes der Naturbeherrschung wie der jeweils historischen Gestalt der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Da Technik das Produkt vergangener Arbeit (bewusster Naturgestaltung) ist, kommt Marx zu der Unterscheidung von originärer und abgeleiteter Produktivkraft.

Technik ist für Marx vergegenständlichte, «tote Arbeit» (MEW 23, 446), da sie selber Resultat eines Produktionsprozesses ist. Technik steht damit auch im Gegensatz zur «lebendigen» Arbeit. Technik als akkumulierte Arbeit erhöht im Prinzip die Leistungsfähigkeit der Arbeit. Indem sie zwischen lebendige Arbeit und Natur tritt, erstere ersetzt und letztere zum Rohstoff der Produktion macht, ermöglicht sie eine Steigerung der industriellen Produktion (*Grundrisse*, 597). Technik als Maschinerie ist fast vollständig ein Produkt menschlicher Arbeit. In die Maschine geht schon kaum noch ein «Gran Naturstoff» mehr ein, Natur ist nur noch Rohstoff der maschinisierten Produktion. In diesem Sinne ist Technik Arbeitsmittel. Da Arbeit aber immer in bestimmten Produktionsverhältnissen stattfindet, kann Technik auch zu einer Macht über die Menschen werden – und zwar dann, wenn den Arbeitern die Verfügung über die Produkte vergangener Arbeit entzogen ist. In der vollendeten Form des industriellen Kapitalismus wird der Arbeiter zu einem Moment der Maschinerie, speziell der automatisierten Produktionstechnik degradiert.

«In den Produktionsprozeß des Kapitals aufgenommen, durchläuft das Arbeitsmittel ... verschiedene Metamorphosen, deren letzte die Maschine ist oder vielmehr das automatische System der Maschinerie ..., in Bewegung gesetzt durch einen Automaten, bewegende

Kraft, die sich selbst bewegt; dieser Automat besteht aus zahlreichen mechanischen und intellektuellen Organen, so dass die Arbeiter selbst nur als bewusste Glieder desselben bestimmt sind» (*Grundrisse*, 584).

Der Arbeitsprozess besteht aus drei Elementen: zweckorientierter Tätigkeit (Arbeit), Objekten der Arbeitsverrichtung und Instrumenten der Arbeit (MEW 23, 402-406). Der soziale Charakter des Arbeitsprozesses im Kapitalismus besteht darin, dass er mehrwertbildender Arbeitsprozess ist. Der Arbeitsprozess ist das Mittel der Verwertung von eingesetztem Kapital. Der Verwertungsprozess konstituiert bestimmte soziale Beziehungen: Kooperation der eingesetzten Arbeiten und Kontrolle dieses Prozesses durch den Investor von Kapital (siehe den Beitrag «Herrschaft»). In der industriellen Produktion wird die Kooperation der Arbeiter historisch erstmalig in großem Stil durch Maschinen koordiniert. Maschinen sind nicht nur Instrumente der Effizienzsteigerung der Arbeit, sondern auch soziale Mechanismen der Trennung der Arbeiter von ihren Produkten. Marx betrachtet die Maschine deshalb von der Veränderung der Kooperation der Arbeit her:

«Die Maschinerie ... funktioniert nur in der Hand unmittelbar vergesellschafteter oder gemeinsamer Arbeit. Der kooperative Charakter des Arbeitsprozesses wird jetzt ... durch die Natur des Arbeitsmittels selbst diktierte technische Notwendigkeit» (MEW 23, 404).

In diesem Sinne trägt die Maschine zur Optimierung des Verwertungsprozesses bei, da sie die Leistungen der Arbeitskoordination durch die Unterwerfung der Arbeiter unter den Maschinenrhythmus steigert.

Marx sucht den Unterschied zwischen manufakturerer und industrieller Technologie vor allem in der *Reflexivität* der angewandten Technik. Der Unterschied zwischen der Wassermühle der Manufakturperiode und der Spinnmaschine des 19. Jahrhunderts liegt in der Technik ihrer Herstellung, in der Konstruktion der Werkzeugmaschine:

«Die große Industrie mußte sich ... ihres charakteristischen Produktionsmittels, der Maschine selbst, bemächtigen und Maschinen durch Maschinen produzieren. So erst schuf sie ihre adäquate technische Unterlage und stellte sich auf ihre eigenen Füße» (MEW 23, 405).

Marx bezeichnet das Funktionsprinzip des modernen Industrieunternehmens als «Maschinenbetrieb» (Müller 1982, CIII/CIV). Dagegen erwähnt Sigfried Giedion in seinem bekannten Buch über «Die Herrschaft der Mechanisierung», in dem vor allem die technische Entwicklung im 19. Jahrhundert breiten Raum einnimmt, die Werkzeugmaschine nur am Rande (Giedion 1982, 91).

Marx zeigt außerdem, dass Technik nicht nur angewandte Wissenschaft ist, sondern selber einem Prozess der Verwissenschaftlichung unterworfen werden kann. Dies setzt wiederum eine *Ausdifferenzierung von Berufen mit wissenschaftlichen Qualifikationen* wie dem Ingenieurberuf voraus. Verwissenschaftlichung der Arbeit verschärft den Prozess der Differenzierung von Qualifikation und Arbeitsteilung, in Marx' Terminologie: der Trennung der Arbeiter von ihren Arbeitsmitteln (Rosenberg 1976a). Erst wenn die Produktionsprozesse nicht mehr von den individuellen Fähigkeiten und Dispositionen der Handwerker-Arbeiter abhängig sind, wenn also die wichtigsten Produktionskompetenzen auf die Maschine und damit auf das für das Design und die Konstruktion nötige Ingenieurwissen übertragen sind, lassen sich auch die Präzisionsanforderungen einer mathematisierten Wissenschaft in den Produktionsapparaten realisieren (Rosenberg 1976b, 64; siehe den Beitrag «Informationsgesellschaft»). Mit der Unterscheidung von Arbeit und Arbeitsmitteln schafft Marx die Grundlagen für einen Begriff der Technik, der sich von der engeren Bedeutung von Maschinerie und dem darin enthaltenen Bezug auf (manuelle) Arbeit ablösen lässt und in Richtung auf *jedes Verfahren der Leistungssteigerung* generalisieren lässt.

In der Marxschen Sichtweise - der Gleichsetzung von Arbeit mit bewusster Tätigkeit - erscheint die Maschinisierung der Arbeit als Enteignung der Menschlichkeit der Menschen: der bewussten Ausübung ihrer Tätigkeiten. Im Maschinenbetrieb trennt der Automatismus der Maschinen die Arbeiter nicht nur von ihren Arbeitsinstrumenten und -produkten, er erscheint den Arbeitern auch als Medium der *Enteignung* ihrer Fähigkeiten und Qualifikationen.

«Mit dem Arbeitswerkzeug geht auch die Virtuosität in seiner Führung vom Arbeiter auf die Maschine über. Die Leistungsfähigkeit des Werkzeugs ist emanzipiert von

den persönlichen Schranken menschlicher Arbeitskraft» (MEW 23, 441).

Deshalb kann sich in Technik die Erfahrung der Entfremdung manifestieren. Diese «entfremdungstheoretische» Lesart der Marxschen Theorie kann sich vor allem auf die Frühschriften berufen; aber auch in den späteren Schriften lassen sich entfremdungstheoretische Motive finden, wenn Marx vom Kapital als dem «automatischen Subjekt» (MEW 23, 169) der gesellschaftlichen Prozesse spricht (siehe den Beitrag «Call Center»). Natürlich gibt es auch eine «reproduktionstheoretische» Lesart der Marxschen Theorie, in der die Marxsche Darstellung der Geschlossenheit des Kapitalverwertungsprozesses hervorgehoben wird (zur Verwendung des Technikbegriffs in dieser Lesart Elster 1983)

Technik ist ein Moment der sozialen Organisation des Arbeitsprozesses. Die eingesetzte Technik zeigt die Art der sozialen Beziehungen im Prozess der gesellschaftlichen Reichtumserzeugung an. Für Marx steht die Form des Arbeitsprozesses im Zentrum der industriekapitalistischen Gesellschaft. Die Erfahrung der Enteignung von Kompetenzen sei die Quelle des Arbeiterwiderstandes gegen die kapitalistische Form der Arbeitsorganisation. Die Revolte gegen die kapitalistischen Verhältnisse kann deshalb als Kampf gegen die Maschinen auftreten (MacKenzie 1984, 486 ff.) Marx denkt, dass die Differenz von lebendiger und toter Arbeit eine systematische Quelle der Spannungen zwischen den dynamischen Potenzen der Produktivkräfte (Arbeit) und den statischen Strukturen der Produktionsverhältnisse (Arbeitsorganisation) sei. Er glaubt, dass die gesellschaftliche Evolution durch diese Diskrepanz vorangetrieben werde (dazu ausführlich und Marx-kritisch Habermas 1976).

Obwohl Marx Technik und Arbeit als Stoffwechsel mit der Natur bezeichnet, wird Natur nur noch als strukturierbare Materie, als Medium der gesellschaftlichen Formung verstanden. Wenn die Natur nur noch organischen und mechanischen Gesetzen unterworfen ist, aber kein eigenständiges kosmologisches Telos mehr besitzt, dann kann Technik auch nicht mehr von ihr in dem Sinne unterschieden werden, dass die Form der Technik über die Ordnung der Natur erschlossen werden kann. Technik wird also nicht über eine Beschreibung, auch nicht über eine Wissenschaft der Natur verstehbar. Im 19. Jahrhundert kommen

kosmologische Deutungen der Natur endgültig an ihr Ende. Marx' Theorie der Funktion von Technik in der Gesellschaft macht die schwindende Bedeutung der Ordnung der Natur für die Ordnung der Gesellschaft klar.

Marx gewinnt einen Begriff von Technik über eine *gesellschaftsinterne Differenz*, die durch die Unterscheidung von lebendiger und toter Arbeit erfasst wird. Man könnte auch sagen: Marx reformuliert die Differenz von Technik und Natur als gesellschaftsinterne. Denn Technik – in Gestalt von Maschinerie – ist zur «zweiten Natur» in der Gesellschaft geworden. In der Maschinerie drückt sich das Organisationsprinzip der kapitalistischen Produktionsverhältnisse aus, die Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit, der Produktionsmittel über die Arbeitskraft, der Kapitalisten über die Arbeiter. Aber da die Trennung der Produzenten von den Produktionsmitteln im industriellen Kapitalismus immer weiter vorangetrieben wird, kann Technik durch (Technik)Wissenschaft optimiert werden. Für die Fortentwicklung der Maschinerie nehmen, so Marx, die spezifischen Fähigkeiten und Erwartungen der Arbeiter an Bedeutung ab und die «materiellen» (physikalischen, chemischen etc.) Eigenschaften der Technik immer mehr an Bedeutung zu.

Marx' Begriff der «abstrakten» Arbeit ist zwar primär für die Zwecke der Wertanalyse – also der Quantifizierbarkeit der Wertschöpfung durch lebendige Arbeit – konzipiert. Aber der Begriff der «abstrakten Arbeit» soll zugleich auch Vergesellschaftungsleistungen der organisierten Arbeit beschreibbar machen. Marx versucht hier, den «Stoff» zu erfassen, aus dem Gesellschaft aufgebaut ist. Der Begriff der «abstrakten Arbeit» kann als Vorgriff auf genuin soziologische Elementbegriffe interpretiert werden, die wenig später unter anderem Namen (wie z.B. Handlung) und ohne expliziten Rückgriff auf Marx neu erfunden wurden.

Literatur:

- Elster, Jon (1983): *Explaining Technical Change. A Case Study in the Philosophy of Science*. Cambridge
- Forbes, Robert J./Disjksterhuis, Eduard J. (1963): *A History of Science and Technology*. Harmondsworth
- Giedion, Sigfried (1982): *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte*. Frankfurt/Main
- Habermas, Jürgen (1976): «Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus» in: derselbe: *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*. Frankfurt/Main, S. 144-199
- Halfmann, Jost (1986): «Autopoiesis und Naturbeherrschung. Die Auswirkungen des technischen Umgangs mit lebenden Systemen auf den gesellschaftlichen Naturbezug» in: Unverfehrt, Hans-Jürgen (Hg.): *System und Selbstproduktion. Zur Erschließung eines neuen Paradigmas in den Sozialwissenschaften*. Frankfurt/Main, S. 192-237
- Halfmann, Jost (1996): «Die Implementation von Innovationen als Prozeß sozialer Einbettung» in: Bieber, Daniel (Hg.), *Technikentwicklung und Industriearbeit*. Frankfurt/Main
- Hegel, Georg W. F. (1949): *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Sämtliche Werke 11, Stuttgart
- Klemm, Friedrich (1986): *Geschichte der Technik. Der Mensch und seine Erfindungen im Bereich des Abendlandes*. Reinbek
- MacKenzie, Donald (1984): «Marx and the Machine» in: *Technology and Culture*, 25.3, S. 473-502
- Marx, Karl (1953): *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*. Berlin
- (1982): *Die technologisch-historischen Exzerpte*. Frankfurt/Main
- Müller, Hans-Peter (1982): «Materialismus und Technologie bei Karl Marx» in: Marx, Karl: *Die technologisch-historischen Exzerpte*. Frankfurt/Main
- Rohbeck, Johannes (1987): *Die Fortschrittstheorie der Aufklärung. Französische und englische Geschichtsphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts*. Frankfurt/Main
- Rosenberg, Nathan (1976a): «Karl Marx on the Economic Role of Science» in: Rosenberg, Nathan (Hg.): *Perspectives of Technology*. Cambridge, S. 126-138
- Rosenberg, Nathan (1976b): «Marx as a Student of Technology» in: *Monthly Review* 28.3, S. 56-77
- Schmidt, Alfred (1962): *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*. Frankfurt/Main

Mit dem Begriff Wissensgesellschaft wird in den Sozialwissenschaften der gegenwärtige Kapitalismus beschrieben, wo der Produktionsfaktor Wissen gegenüber den anderen Produktionsfaktoren Boden, Arbeit und Kapital erheblich an Bedeutung gewonnen habe. Im Augenblick finde ein Übergang von der Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft statt, der mindestens genauso bedeutsam sei wie der Übergang von der Agrargesellschaft zur Industriegesellschaft (siehe den Beitrag «Informationsgesellschaft»).

Diesen Argumenten wurde von marxistischer Seite häufig entgegengehalten, dass die kapitalistische Produktionsweise nicht aufgehoben sei und dass auch heute noch viele Waren ganz real und materiell produziert werden müssen. Jedoch wäre es auch ein Fehler, so zu tun, als hätte sich überhaupt nichts geändert. Die mikroelektronische Revolution in den 80er und 90er Jahren hat die Produktionsbedingungen in der Industrie umgewälzt. Die stärker wissensbasierte Ökonomie führte bisher allerdings nicht zum «Wohlstand für alle» und zu krisenfreiem Wachstum, wie das ihre Apologeten glauben machen wollten, sondern unter kapitalistischen Bedingungen werden die neuen Technologien genutzt, um Eigentumsrechte zu verschärfen, das an sich im Überfluss vorhandene Wissen künstlich zu verknappten und auch die KonsumentInnen einem peniblen Überwachungsregime zu unterwerfen.

In den Jahren ab 1980 erleben wir eine massive Verschärfung der *geistigen Eigentumsrechte*, besser geistige Monopolrechte genannt. Denn sie geben ihren Inhabern das alleinige Nutzungsrecht für den geschützten Gegenstand, z.B. ein Patent auf ein wichtiges Medikament oder einen Film. Hiermit können die Unternehmen Konkurrenz ausschalten und so Monopolprofite bzw. rentenartige Einkommen einstreichen. Im Unterschied zu Kartellen sind geistige Eigentumsrechte auch juristisch einklagbar. Patente und auch das Urheberrecht werden schon seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem in den USA bzw. Großbritannien als Waffe im Konkurrenzkampf genutzt (Drahos/Braithwaite 2003, 39). Dass sie in den letzten Jahrzehnten erheblich an Bedeutung gewonnen haben, liegt zu einem großen Teil an Veränderungen in den Produktionsbedingungen.

In den 70er Jahren trat der Kapitalismus in eine eher stagnative Phase mit krisenhafter Wirtschaftsentwicklung ein. Eine Ursache hierfür war die weitgehende Sättigung des Marktes für langfristige Konsumgüter in den westlichen Industrieländern. Unter diesen Umständen können Unternehmen entweder durch Preiswettbewerb einen Vorteil erreichen, oder dadurch, dass sie maßgeschneiderte, an die besonderen Bedürfnisse der KonsumentInnen angepasste Produkte anbieten können. Preiswettbewerb würde aber die Gewinne der großen Konzerne angreifen und wird so weit wie möglich vermieden. Deshalb wählten viele Unternehmen, gerade in den Industrieländern, eine Strategie der Erzeugung von hochpreisigen Qualitätsprodukten, die dann auch deutlich wissenshaltiger sind (Rifkin 2000, 145; Fischbach 1999, 117).

Dem entsprach auch eine Umwälzung der Produktionstechnik: Im Zeitalter des «Spätkapitalismus» (Mandel 1974) war das Fließband die dominierende Organisationsform der Produktion. Es war eine Kombination von analogen Spezialmaschinen, die starr und unflexibel nur die Produktion eines genau spezifizierten Werkstücks gestatteten. Unter diesen Umständen waren Güter nur dann preisgünstig herzustellen, wenn sie standardisiert waren und in sehr hoher Stückzahl produziert wurden.

Die mikroelektronische Revolution brachte eine doppelte Universalmaschine hervor: Einerseits die Algorithmusmaschine Computer und andererseits die flexibel steuerbare Prozessmaschine. Produktionsanweisungen sind nicht mehr fest verdrahtet, sondern moderne Industrieroboter bzw. Werkzeugmaschinen können die unterschiedlichsten Aufgaben durchführen, wenn sie von einem beliebig programmierbaren Computer gesteuert werden (Meretz 2003).

Hinzu kommt noch, dass mit zunehmender Produktvielfalt auch die Entwicklungskosten meistens stark ansteigen. Gleichzeitig verringern sich die Kosten für die eigentliche Produktion durch den Einsatz von Industrierobotern und/oder Lohnsenkungen bzw. Produktionsverlagerungen in Niedriglohnländer. Die Kostenstruktur bei der Produktion von Konsumgütern nähert sich jetzt der Kostenstruktur der Unterhaltungsindustrie: Relativ hohe und steigende Fixkosten in Forschung und Entwicklung, aber sinkende Produktionskosten. Ein bedeutender Teil des Produktionswissens ist jetzt in Computern gespeichert und kann deshalb im Prinzip problemlos kopiert werden. Es ist daher für

Konkurrenten, z.B. auch in den Schwellenländern, verhältnismäßig einfach, die Produkte mittels programmierbarer Werkzeugmaschinen selbst herzustellen. Um dies zu verhindern, gibt es in allen Industriebranchen eine große Anzahl von Firmen, die an einer Verschärfung der geistigen Monopolrechte etwa in Form von Patenten interessiert sind. Nur so kann das technisch relativ leicht kopierbare Wissen über Produktionsvorgänge kontrolliert, monopolisiert und weiterhin knapp gehalten werden.

Angesichts zahlreicher gesättigter Märkte für langfristige Konsumgüter wird Werbung und Marketing immer wichtiger. Bei Produkten mit vergleichbaren Eigenschaften kann das durch Werbekampagnen aufgebaute Image kaufentscheidend sein (siehe den Beitrag «Marken»). Eine andere Strategie besteht darin, langfristige Verkaufsbeziehungen zu einzelnen KundInnen zu etablieren (siehe den Beitrag «Call Center»). Auf jeden Fall werden auch die Werbekampagnen und die hierdurch geschaffenen Marken durch geistige Monopolrechte geschützt.

Unternehmen beginnen seit den 90er Jahren auch in großem Stil, zahlreiche Tätigkeiten auszugliedern und an externe Dienstleister zu übertragen (Outsourcing). Zunächst einmal betraf das Produktionszweige, die nicht zum Kerngeschäft der jeweiligen Firma gehören, wie z.B. Wartung und Reparatur, Reinigung, EDV, Schulungen, telefonische Kundenbetreuung, Lagerhaltung, Steuerberatung, Buchhaltung, Sicherheit, Facility-Management und Kantinen. Inzwischen übertragen sie zunehmend auch die eigentliche Produktion an spezialisierte Firmen. Vorreiter einer solchen Entwicklung ist die Textil- und die Computerindustrie (Rifkin 2000, 62 ff.). Vor 1990 besaß z.B. die überwältigende Mehrheit der Markenfirmen in der Computerindustrie wie *HP* oder *IBM* noch eigene Fabriken und die ArbeiterInnen waren direkt bei den entsprechenden Firmen angestellt. Viele von ihnen haben inzwischen den größten Teil ihrer Produktionstätigkeiten «outsourced». Sie behalten einige Produktionsfunktionen, aber sie konzentrieren sich mehr und mehr auf Forschung und Entwicklung, Marketing, Verkauf und Markenmanagement (CAFOD 2004, 4 ff.).

Hierdurch lassen sich die notwendigen Kapitalinvestitionen der Markenfirmen in Produktionsstätten erheblich reduzieren. Damit sinkt auch das Verlustrisiko, wenn die betreffende Fabrik aufhört, profitabel zu sein. Die Markenhersteller sind nicht mehr an Eigentum von Fabriken und an permanente Arbeitsverträge gebunden und können flexibler auf geänderte Marktsituationen

reagieren: Wenn der Bedarf wächst, werden neue Aufträge vergeben; wenn der Bedarf sinkt, werden die entsprechenden Vertrag nicht mehr verlängert. Das Risiko wird auf die Kontraktfertiger wie *Solectron*, *Flextronics*, *Samina-SCI* oder *Celestica* abgewälzt. Diese Firmen besitzen selbst noch einige große und weitgehend automatisiert arbeitende Fabriken in den Industrieländern, in den letzten Jahren sind sie aber immer stärker dazu übergegangen, die Aufträge an Subunternehmer in Entwicklungsländern, v.a. in Mexiko, den Philippinen und China zu vergeben. Die Arbeitsbedingungen der dort Beschäftigten, hauptsächlich *weibliche* Arbeitskräfte, sind sehr schlecht. Gegen die extrem niedrigen Löhne von nur noch 37 \$ pro Monat in Shenzhen/China können teure Industrieroboter offenbar in vielen Fällen nicht mehr konkurrieren (CAFOD 2004, 36; Sturgeon 2002, 456 ff.).

Die Kontraktfertiger können nur durch geistige Monopolrechte wie Marken, Patente und Copyrights davon abgehalten werden, Produkte auf eigene Rechnung herzustellen und sie zu verkaufen. Nur hierdurch können sie in Abhängigkeit von den Markenfirmen gehalten werden, die selbst häufig nur noch aus einem Designstudio mit angeschlossener Vertriebsorganisation bestehen. Die Markenfirmen werden also durch die geistigen Monopolrechte in die Lage versetzt, den größten Teil des produzierten Werts abzuschöpfen und sich *anzueignen* (CAFOD 2004, 14).

Neue Entwicklungen in der Informatik und der Biotechnologie sollen auch genutzt werden, um die bisherigen *Nutzungsrechte der KonsumentInnen* einzuschränken und sie einem peniblen Überwachungsregime zu unterwerfen. Die Unterhaltungsindustrie möchte in Zukunft ihre Produkte nicht mehr verkaufen, sondern sie nur noch für ganz spezifische Nutzungsarten lizenzieren. Filme und Musik sollen im Regelfall nur noch einmal betrachtet bzw. gehört werden dürfen. Möchten die KonsumentInnen diese ein zweites Mal hören bzw. betrachten, müssen sie neu bezahlen. Hiermit werden den KonsumentInnen bisherige Nutzungsrechte entzogen. Durch Überwachung und direkt in die Hardware der Computer eingebaute Kopierschutzmaßnahmen soll zudem sichergestellt werden, dass die KonsumentInnen die digitalen Inhalte nicht mehr kopieren können, obwohl das technisch kein Problem wäre. Hierdurch wird der Fortschritt behindert und neue Nutzungsformen abgewürgt. So könnte z.B. die Verteilung von Inhalten über P2P-Netzwerke (Tauschbörsen) zu einer größeren kulturellen Vielfalt und zu

sinkenden Distributionskosten führen. Hiervon würden sowohl die KonsumentInnen als auch die ProduzentInnen dieser Kulturgüter profitieren, wenn für sie alternative Bezahlungsmöglichkeiten gefunden werden, die nicht mehr auf dem Werkstückverkauf, sondern auf dem Prinzip basieren, das Mandel als Soziallohn bezeichnet hat (konkrete Vorschläge dazu in Bödecker et al. 2005). Es widerspricht allerdings den Interessen der Unterhaltungskonzerne, die mittels Lobbying und juristischen Maßnahmen vielfältige Anstrengungen unternehmen, diese Netzwerke zu zerstören (siehe den Beitrag «Menschenrechte»).

Inhaber von Softwarepatenten kassieren ganze Industriezweige ab, wenn sie rein zufällig einen wichtigen Algorithmus patentiert haben, der nicht ersetzt werden kann. Die gleiche Entwicklung zeigt sich im Bereich der Landwirtschaft und der Biotechnologie. Große transnationale Saatgutkonzerne wie *Monsanto* verwenden große Anstrengungen darauf, die Genome aller Lebewesen zu identifizieren und zu patentieren. Über diesen durch Patent- und Sortenschutzrecht abgesicherten Besitz werden diese Konzerne mehr oder weniger ausschließlich verfügen. Bereits heute haben die BäuerInnen in vielen Ländern ihr Jahrtausende altes Recht verloren, Saatgut aus der eigenen Ernte aufzuheben, mit Verwandten und Freunden zu tauschen oder es zu verkaufen. Solche Handlungen sind ihnen entweder ganz verboten oder sie müssen hohe Gebühren für das Recht zahlen, das selbstgeerntete Saatgut verwenden zu dürfen. So sind sie gezwungen, Saatgut jedes Jahr gesondert bei den Biotechnologiekonzernen zu kaufen. Hierzu haben aber viele BäuerInnen in den Entwicklungsländern nicht die notwendigen Geldmittel. Eine Folge wird sein, dass die *Ernährungssicherheit* weiter zurückgeht und die Gefahr von Hungersnöten zunimmt (Rifkin 2000, 94; Bödecker et al. 2005). Im Extremfall könnte es passieren, dass Felder von «illegal angebautem Getreide» großflächig durch Pflanzenvernichtungsmittel unbrauchbar gemacht werden, während gleichzeitig Menschen hungern.

Diese Aktivitäten sind ein wichtiges Merkmal der gegenwärtigen Phase des Kapitalismus und stehen in Zusammenhang mit der weiteren Intensivierung und Durchsetzung von Eigentumsrechten, die es ermöglichen, rentenartige Einkommen einzustreichen. Was es bisher kostenlos gab, wird in Zukunft nur noch gegen Zahlung von hohen Geldsummen gestattet. Damit werden gleichzeitig die bisherigen NutzerInnen dieser Güter enteignet. Wir erleben im Augenblick eine Häufung derartiger

Prozesse. Neben der Verschärfung des geistigen Eigentums gehören dazu die zahlreichen Privatisierungen von öffentlichen Infrastruktureinrichtungen, des öffentlichen Verkehrs, der Telekommunikation, des Gesundheitswesens, von Bildungseinrichtungen und des Rentensystems. Aber auch Raubkriege, die mit dem Zweck geführt werden, sich die Ressourcen des angegriffenen Landes anzueignen, sind ein Teil der gegenwärtig ablaufenden massiven Enteignungswelle. Diese Prozesse führen zu einer Ausweitung der kapitalistischen Eigentums- und Produktionsverhältnisse auf Länder, Sektoren oder soziale Aktivitäten, die ihnen bisher nicht oder nicht vollständig unterworfen waren. Es kommt also zu einer Ausweitung der Warenbeziehungen und der kapitalistischen Eigentumsbeziehungen. Diese Aktivitäten werden von Christian Zeller zusammenfassend als Enteignungsökonomie bezeichnet (Zeller 2004, 9 ff.; siehe die Beiträge «Enteignung» und «Privatisierung»).

Der Staat mit seinem Gewaltmonopol und seiner Definitionsmacht über Legalität spielt eine maßgebliche Rolle bei der Förderung dieser Prozesse, genauso wie bei der ursprünglichen Akkumulation, also der gewaltsamen Vertreibung der unmittelbaren ProduzentInnen von Grund und Boden, die Karl Marx im «Kapital» beschrieben hat. Die Verschärfung der geistigen Monopolrechte und deren Durchsetzung ist, wie andere gegenwärtig stattfindende Enteignungsprozesse, nur mit Hilfe des Staates möglich (Harvey 2004, 196).

Jeremy Rifkin bezeichnet die *Unterhaltungsindustrie* als die Leitindustrie des 21. Jahrhunderts (Rifkin 2000, 295). Dies nicht etwa deswegen, weil sie den höchsten Umsatz aller Industriebranchen hätte, obwohl auch der beachtlich ist. Nach Angaben der IIPA hatten die Copyright-Industrien im Jahr 2002 einen Umsatz von 1254 Milliarden US Dollar, das entspricht einem Anteil von 11,97% am US-Amerikanischen Bruttoinlandsprodukt. Sie beschäftigen über 11 Mio. Personen. Hiervon entfallen etwa 50% auf die Kern-Copyright-Industrien (Siwek 2004, 10 ff.). Viel entscheidender ist ihr gesellschaftlicher Einfluss. Sie treibt die im Interesse vieler Industriebranchen gelegene Verschärfung der geistigen Monopolrechte am radikalsten voran und verkörpert die Struktur des aktuellen Kapitalismus am reinsten. Hier sind die einmaligen Kosten für die Entwicklung der Produkte prozentual am höchsten und die Produktionskosten praktisch zu vernachlässigen. Deswegen wird sie durch den

technischen Fortschritt am stärksten getroffen und versucht mit aller Gewalt, ihn unter ihre Kontrolle zu bringen.

Hierbei war sie recht erfolgreich: Es gelang ihr in vielen Fällen, anderen Industriebranchen ihre Vorstellungen von striktem Schutz des *Urheberrechts* aufzuzwingen: Dazu gehören die Unterhaltungselektronik-Industrie, die Computerindustrie und mit Abstrichen auch die Telekommunikationsindustrie. Alle diese Industriezweige sehen ihre Zukunft in der Vermarktung von Abspielgeräten oder Dienstleistungen für Inhalte. Um diese Inhalte in den neuen Formaten zu veröffentlichen, wird die Zustimmung der Unterhaltungsindustrie benötigt, die so am längeren Hebel sitzt. *Sony* integrierte bereits im Jahr 1990 einen Kopierschutz in Digitale Audiotapes (DAT). In den folgenden Jahren konnte die Unterhaltungsindustrie immer öfter durchsetzen, dass neue Technologien mit Kopierschutz ausgestattet werden, z.B. die DVD oder die Ein- und Ausgänge von digitalen Projektoren. Ihre Forderung, alle digitalen Geräte mit in die Hardware eingebetteten Kopierschutzmechanismen (DRM) zu versehen, wurde im Grundsatz spätestens im Jahr 2001 auch von den anderen Industriebranchen akzeptiert und wird gegenwärtig umgesetzt. Das läuft im Endeffekt auf einen vollständigen Umbau der globalen Kommunikationsinfrastruktur hinaus.

Da die Höhe der Gewinne der Unterhaltungsindustrie von staatlich gewährten Monopolen (Urheberrecht bzw. Copyright) abhängt, haben diese Firmen frühzeitig mächtige Lobbyingapparate aufgebaut, um eine ständige Verschärfung der geistigen Monopolrechte durchzusetzen. Inzwischen zählen die *Recording Industry Association of America* (RIAA) und die *Motion Pictures Association of America* (MPAA) in Washington zu den stärksten Lobbyorganisationen, denen möglichst niemand widersprechen will. Neun riesige Konzerne verwalten inzwischen einen großen Teil des kulturellen Erbes der Menschheit und haben einen extrem großen Einfluss auf die vorherrschenden Werte der Weltgesellschaft. Sie tragen erheblich zur Akzeptanz des Neoliberalismus bei (McChesney 1999, 35 ff.). Jeremy Rifkin befürchtet, dass die Unterhaltungsindustrie in Zukunft in andere Branchen expandieren wird, z.B. in Richtung Tourismus oder Stadtplanung, wie im Fall der bereits existierenden Disneystadt *Celebration*. Ziel der Unterhaltungskonzerne sei es, neben dem Zugang zu kulturellen Ressourcen in Zukunft auch warenförmig gemachte menschliche Erfahrungen anzubieten (Rifkin 2000, 295).

Bis heute sind erst Ansätze einer solchen Entwicklung sichtbar. Wenn jedoch eine Reihe von Faktoren zusammenkommen, wie etwa eine sich verfestigende Kontrolle der menschlichen Kultur durch die Unterhaltungsindustrie, zunehmende soziale Polarisierung auch in westlichen Gesellschaften, ausufernde Überwachung sowie ein immer autoritärer werdender Staat, könnte das folgende Szenario Realität werden:

Die Gesellschaft ist in wenige gut qualifizierte und gut bezahlte, aber mit langen Arbeitszeiten belastete Arbeitsplatzbesitzer und in ein Heer von Arbeitslosen aufgeteilt. Von den noch Arbeitenden werden eine sehr hohe Flexibilität und unter Umständen dauernde Ortswechsel verlangt. Hierdurch wird das Eingehen von langfristigen Beziehungen erschwert. Die langen Arbeitszeiten der Noch-Arbeitenden bzw. die sich rapide verschlechternden Lebensbedingungen der Arbeitslosen könnten auch zu einem Zerfall von Vereinen, sozialen Bewegungen oder sonstigen Zusammenschlüssen führen, die nichts mit der kapitalistischen Wertschöpfung zu tun haben (siehe die Beiträge «Arbeitslosigkeit» und «Call Center»).

Unter diesen Umständen könnte es für eine relativ schmale globale Mittelklasse attraktiv werden, sich gelebte Erfahrungen, Sympathie und emotionale Zuwendung von Zeit zu Zeit zu kaufen (siehe die Beiträge «Depression» und «Zeitmanagement»). Diese kann vielfältige Formen annehmen und bis zu einem Begleit- oder Hostessenservice reichen. Im Japan mit bekanntlich sehr langen Arbeitszeiten haben solche Dienstleistungen (u.a. «Enjo Kosai») schon beträchtliche Ausmaße angenommen (Thu Nguyen 1999). Die globale Unterklasse, die v.a. aus Arbeitslosen und Unterbeschäftigten bestehen würde und die Mehrheit der Erdbevölkerung bilden könnte, ist durch ihr Leben in Armut zermürbt und demoralisiert (siehe den Beitrag «Exklusion»). Untersuchungen des Stadtsoziologen Mike Davis haben ergeben, dass SlumbewohnerInnen in der Regel nicht in der Lage sind, sich selbst zu organisieren, etwa um politische Forderungen zu stellen und auch ihre Familienbeziehungen sind häufig extrem fragil (Davis 2004, 28 ff.).

Unter diesen Umständen wäre der Neoliberalismus nur noch sehr schwer zu überwinden: Die Menschen würden von Alternativen zu diesem Wirtschaftssystem kaum mehr erfahren oder sie sich auch nur vorstellen können. Dies sowie lange Arbeitszeiten, Armut, und ein autoritärer Staat könnten die

Menschen wirkungsvoll davon abgehalten, sich für die Wahrung ihrer Interessen eigenständig zu organisieren.

Hinweis:

Dieser Text basiert im Wesentlichen auf dem 6. Kapitel des Buches von Sebastian Bödeker/Oliver Moldenhauer/Benedikt Rubbel: *Wissensallmende. Gegen die Privatisierung des Wissens der Welt*, AttacBasisTexte 15, VSA-Verlag Hamburg 2005. Der Artikel «Wissensgesellschaft» steht wie das Original unter folgender Creative Commons Lizenz:

<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/2.0/de/>.

Nach dieser Lizenz dürfen Sie den Inhalt für nichtkommerzielle Zwecke vervielfältigen, verbreiten und öffentlich aufführen und Bearbeitungen anfertigen unter der Bedingung, dass der Name des Autors genannt wird. Alle anderen Nutzungsformen, die nicht durch diese Creative Commons Lizenz oder das Urheberrecht gestattet sind, bleiben vorbehalten.

Literatur:

- Bödecker, S./Moldenhauer, O./Rubbel, B. (2005): *Wissensallmende. Gegen die Privatisierung des Wissens der Welt durch 'geistige Eigentumsrechte'*. Hamburg, online unter: www.attac.de/wissensallmende/basistext/index.php (Stand: 14.11.2005)
- Catholic Agency for Overseas Development (CAFOD) (2004): «Clean up your Computer. Working conditions in the electronics sector. A CAFOD report», online unter: www.cafod.org.uk/var/storage/original/application/phpYyhzc.pdf (Stand: 14.11.2005)
- Davis, Mike (2004): «Planet of Slums» in: *New Left Review* 26, März/April 2004, online unter: www.newleftreview.net/NLR26001.shtml (Stand: 14.11.2005)
- Drahos, Peter/Braithwaite, John (2003): *Information Feudalism*. New York
- Fischbach, Rainer (1999): «Die Dilemmata der Informationsgesellschaft» in: Becker, Jörg /Göhring, Wolf (Hg.): *Kommunikation und Markt. Zu einer alternativen Theorie der Informationsgesellschaft*, GMD Report 61. Sankt Augustin, online unter: www.gmd.de/publications/report/0061/Text.pdf (Stand: 14.11.2005)
- Harvey, David (2004): «Die Geographie des 'neuen' Imperialismus: Akkumulation durch Enteignung» in: Zeller, Christian (Hg.): *Die globale Enteignungsökonomie*. Münster
- Mandel, Ernest (1974): *Der Spätkapitalismus*. Frankfurt/Main
- McChesney, Robert W. (1999): *Rich Media, Poor Democracy*. New York
- Meretz, Stefan (2003): «Zur Theorie des Informationskapitalismus, Teil 2: Produktive und unproduktive Arbeit» in: *Streifzüge* 2/2003, online unter: www.streifzuege.org/str_03-2_meretz_infokap2.html (Stand: 14.11.2005)
- Rifkin, Jeremy (2000): *Access*. Frankfurt am Main/New York
- Siwek, Stephen E. (2002): *Copyright Industries in the U.S. Economy – The 2002 Report*, online unter: www.iipa.com/pdf/2002_SIWEK_FULL.pdf (Stand: 14.11.2005)
- Sturgeon, Timothy J. (2002): «Modular production networks: a new American model of industrial organization» in: *Industrial and Corporate Change* 11.3, S. 451–496
- Nguyen, Nguyet Thu (1999): «Prostitution in Japan» (09.12.1999), online unter: www.iastate.edu/~rhetoric/105H17/nnguyen/cof.html (Stand: 14.11.2005)
- Zeller, Christian (Hg.) (2004): *Die globale Enteignungsökonomie*. Münster

Eine Anzeige für Haferbrei von der Firma *Quaker Oats* in einer Ausgabe der Zeitschrift *Working Mother* («Die arbeitende Mutter») erlaubt einen Einblick, wie im modernen Amerika der Konsum mit der Umsetzung der Effektivitätsidee in der Freizeit zusammenhängt (Hochschild 1997a). In dieser Anzeige umarmt eine Mutter im Kostümchen liebevoll ihren lächelnden Sohn. Neben dem Bild lesen wir: «Instant Haferbrei von Quaker, für Mütter mit viel Liebe und wenig Zeit». Die Anzeige fährt fort mit einer kurzen Geschichte: «Nick isst nicht alles. Mit Instant Quaker Haferbrei kann ich ihm in nur 90 Sekunden ein tolles warmes Frühstück machen. Und ich muss ihn nicht eine Sekunde zum Essen überreden!»

Die Anzeige präsentiert dann einige «Fakten» über Mutter und Kind: «Sherry Grünberg mit Nicky, viereinhalb, New York. Beruf: Musiklehrerin. Lieblingsgeschmack: Apfel-Zimt.» Wahrscheinlich wollen uns die Werbedesigner das Gefühl geben, wir seien Zeuge eines ganz normalen Morgens der amerikanischen Mittelklasse. In diesem ganz normalen Moment lebt Sherry Grünberg in einer dicht geplanten und schnell voranschreitenden «Erwachsenenzeit», während Nicky in einer langsameren und verträdelten «Kinderzeit» lebt. Die Mutter steht damit vor einem Dilemma. Um ihren erwachsenen Zeitplan einzuhalten, muss sie Nicky in Erwachsenenzeit behandeln. Aber um eine gute Mutter zu sein, ist es ratsam, dem Kind ein warmes Frühstück zu machen – und «warm» wird dabei mit Zuneigung und Liebe assoziiert. Allerdings braucht Sherry für die Zubereitung des warmen Frühstücks *Zeit*. Die Anzeige suggeriert, der Haferbrei sei die Lösung dieses Problems. Er übermittelt Liebe, weil er warm ist, und erlaubt zugleich Effizienz, weil es schnell geht. Der Haferbrei versöhnt also das amerikanische Mutterbild der 1950er Jahre mit der Berufsrolle der Frau im 21. Jahrhundert.

Der Brei erspart Sherry auch die unangenehme Aufgabe, mit ihrem Kind um knappe Zeit zu streiten. Unausgesprochen schreibt die Anzeige Nickys Langsamkeit seinem Charakter zu («Nicky isst nicht alles»), und nicht etwa dem Umstand, dass er in eine beschleunigte Arbeitszeit von Erwachsenen hineingedrängt wird oder sogar dagegen protestiert, indem er «Verlangsamung» inszeniert. Indem die Anzeige der Mutter hilft, den Kampf um Zeit mit ihrem Sohn zu vermeiden, spricht

sie gekonnt ein allgemeineres Problem an – um eine Ware als deren Lösung vorzuschlagen.

Mit der in dieser Anzeige präsentierten Zeitkultur ist eine zentrale, doch versteckte soziale Logik verbunden. Diese berufstätige Mutter erinnert an Frederick Taylor, den berühmten Experten für Effektivität in der modernen Industrie. Das Effektivitätsprinzip ist in diesem Fall nicht an die Arbeitsstelle gebunden, etwa an den Inhaber, den Vorgesetzten oder den Arbeiter. Es ist verortet bei der Arbeitenden *als Mutter*. In der Anzeige sehen wir keinen Boss, der die Angestellten zu mehr Leistung im Büro zwingt. Stattdessen sehen wir eine Mutter, die ihren Sohn dazu drängt, effizienter zu essen. Das Effizienzprinzip ist vom Mann auf die Frau übergegangen, vom Arbeitsplatz nach Hause, und vom Erwachsenen zum Kind. Nicky überwacht sich selbst, indem er sein Frühstück schnell herunter schlingt, weil es so gut schmeckt. Frederick Taylor ist von der Fabrik in das Zuhause übergesprungen, anscheinend direkt in die Packung Haferflocken hinein. Frederick Taylor ist zur Ware geworden. *Sie* verspricht Effizienz. Damit verstärkt der Markt die Effizienzidee gleich zweimal: einmal am Arbeitsplatz, wo der Arbeiter gedrängt wird, effektiver zu arbeiten, und einmal als Anbieter von Konsumgütern, der eben die Effizienz zu liefern verspricht, die er selbst verlangt.

Der Quaker Oats-Haferbrei ist ein Beispiel für eine wachsende Zahl von Waren und Dienstleistungen (Tiefkühlkost, Internetshopping, Handys usw.), die berufstätigen und viel beschäftigten Eltern versprechen, Zeit zu sparen. Meistens sparen sie die Zeit zuhause. Aber diese Moral des Zeitsparens wirft die Frage auf, *wofür* wir die Zeit eigentlich sparen. In diesem Fall legt das Foto der glücklichen Mutter mit Sohn nahe, dass die Mutter ihren Sohn nicht deswegen durch das Frühstück hetzt, weil sie zu ihrem Job in einem Startup-Unternehmen hinauseilen muss, der sie ganz und gar beansprucht, sondern nur, um ein paar Klavierstunden zu geben. Die Anzeige tastet unser Bild vom Vorrang, ja von der Heiligkeit des Zuhauses von Nicky nicht an. Wir bemerken das heimliche Eindringen Frederick Taylors kaum.

Wenn die Grünbergs dieser Anzeige eine in westlichen Augen normale Familie wären, stellen wir uns vor, dass für sie das Familienleben wichtiger ist als alle anderen Lebensbereiche. Nach der modernen Alltagsweisheit ist ein glückliches Familienleben ein Selbstzweck. Geldverdienen und -Ausgeben

sind nur die Mittel zu diesem Zweck. Das Zuhause und die Gemeinschaft haben Vorrang, Arbeitsplatz und Einkaufszentrum sind zweitrangig. Wenn wir arbeiten gehen, dann tun wir das, um die Familie zu ernähren. Wenn wir einkaufen, dann oft, um Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke oder etwas anderes «für die Familie» zu besorgen. Anders gesagt sehen wir oft das Zuhause und die Gemeinschaft als heilig an, Arbeitsplatz und Supermarkt als profan. Zuhause und in der Gemeinschaft sind wir wir selbst. Am Arbeitsplatz tun wir, was wir tun und im Laden kaufen wir, was wir kaufen.

Natürlich machen wir Ausnahmen hinsichtlich des seltsamen Workaholics hier oder der Kaufsüchtigen dort, aber wie die Worte schon anzeigen: zu viel Aufmerksamkeit für die profanen Bereiche von Arbeit und Einkauf sind in dieser Sicht jenseits des Alltagsmoral. Sherry Grünberg passt da gut hinein. Sie ist in der Küche und versorgt ihren Sohn. Sie hat einen Job, den man für tragbar hält. Sie will die Dinge halt nur ein bisschen schneller erledigen.

Diese konventionelle Sicht auf die Familie birgt die Idee, dass wir Zeit wie eine Sprache benutzen. Wir sprechen durch sie. Wir zeigen, was wir für heilig halten, indem wir entweder sagen, womit wir unsere Zeit verbringen möchten, oder indem wir unsere Zeit tatsächlich damit verbringen. Vielleicht ist es uns nicht bewusst, aber wir nehmen an, dass jede «verwendete Zeit» oder jede Aussage hinsichtlich der Zeit («ich wünschte, ich hätte mehr Zeit dafür») eine Verbeugung gegenüber dem ist, was wir wertschätzen. Es ist eine Art Verehrung. Sherry Grünberg symbolisiert somit die Wichtigkeit der Familie. Nur bewegt sie sich hart am Rand dieser Alltagsanschauung, weil sie es so eilig hat, herauszukommen. Die Anzeige von Quaker Oats spricht zwar das Bild vom Vorrang der Familie an, aber auf subtile Weise verändert es dies zugleich, indem es mit Sherrys Wunsch sympathisiert, Nicky «effizient» zu versorgen.

Ich glaube, die subtile Veränderung in dieser Anzeige weist auf einen größeren Widerspruch hin, der Geschichten wie der der Grünbergs zugrunde liegt. Ich will versuchen, ihn freizulegen, indem ich auf meine Untersuchungen in einer erfolgreichen Firma zurückgreife, die ich «Amerco» nannte (Hochschild 2000). Unser Glaube, die Familie komme zuerst, kollidiert immer mehr mit der emotionalen Anziehungskraft von Arbeitsplatz und Supermarkt. Ich würde in der Tat sagen, dass ein Kraftfeld Männer und Frauen immer tiefer in die Welt der Arbeit und des Konsums

zieht. Und das Fernsehen – letztlich ein Saugrohr in den Supermarkt – lässt sie dort auch bleiben. Als Orte, um zu reden, sich zu treffen oder kollektive Rituale abzuhalten, sind Familien- und Gemeinschaftsleben indes unwichtiger geworden.

Viele von uns reagieren auf diesen Doppeltrend nicht, indem wir uns von Familie und Gemeinschaft abwenden, sondern indem wir sie moralisch erhöhen. Familie und Gemeinschaft gehen nicht unter, wie es David Popenoe (1989) für die Familie und Robert Putnam (2000) für die Gemeinschaft annahmen. Moralisch sind sie für viele Menschen sogar wichtiger geworden (Gillis 1994). Wir kapseln die hochgeschätzte Idee der Familie nur ein. Wir trennen das Ideal von der Praxis. Wir trennen den Gedanken, «Zeit mit x zu verbringen», von dem anderen Gedanken, «x für wichtig zu halten». Wir verbinden das, was wir denken, nicht mit dem, was wir tun. Ein Amerco-Angestellter drückte das in seiner Firmensprache so aus: «I don't walk the talk at home» («zu Hause handle ich nicht so, wie ich rede», also wie es gut wäre). Diese Einkapselung unserer Familienideale erlaubt uns die Anpassung an das, was sowohl eine praktische Notwendigkeit wie auch eine rivalisierende Quelle der Sinngebung ist – an die Religion des Kapitalismus. Praktische Notwendigkeit sage ich deshalb, weil die meisten Amerikaner, Männer wie Frauen, für Essen und Miete arbeiten müssen.

Zur gleichen Zeit entfaltet sich aber auch ein neues kulturelles Narrativ. Der Kapitalismus wird als solcher ja keineswegs nur angebetet. Letztlich ist der amerikanische Kapitalismus ein hochkomplexes, internationalisiertes System zur Erzeugung, Vermarktung und zum Verkauf von Dingen. Doch ohne übertreiben zu wollen, scheint der Kapitalismus ebenso wie ein ökonomisches tatsächlich auch ein kulturelles System zu sein, und die Symbole und Rituale dieses Kultursystems rivalisieren mit den Symbolen und Ritualen von Familie und Gemeinschaft, so sehr sie ihnen auch zu dienen scheinen. Es ist also mehr und mehr zur Art geworden, *wie* wir zu Hause «ich liebe dich» sagen, dass wir Überstunden machen und eine Menge Geld ausgeben, anstatt Zeit miteinander zu verbringen. Juliet Schor hat in ihrem Buch *The Overspent American* argumentiert, dass die Amerikaner in den letzten zwanzig Jahren den Standard dessen angehoben haben, wann sie genug Geld zum Überleben zu haben glauben. Nach einer Roper-Umfrage von 1975 haben damals 10% der Menschen einen zweiten Farbfernseher als Bestandteil des «guten Lebens» angesehen; 1991 waren es 28%.

Eine Umfrage des Merck Family Funds von 1995 zeigte, dass 27% der Menschen, die im Jahr 100 000 Dollar oder mehr verdienen, der Meinung zustimmten: «Ich kann mir nicht alles leisten, was ich wirklich brauche». Zugleich ist zwischen 1975 und 1991 die Wichtigkeit der Familie in der Vorstellung vom «guten Leben» zurückgegangen, während die Bedeutung von Geld gestiegen ist. Die Bedeutung einer glücklichen Ehe für ein «gutes Leben» ging von 84% 1975 auf 77% 1991 zurück, während gleichzeitig «eine Menge Geld haben» von 38% auf 55% anstieg.

Ich frage mich, wie weit es ist von den Trends, die Schor aufzeigt, bis zu der gewagten These von Harvey Cox, dass der Kapitalismus eine Religion geworden ist. Mit Cox gesagt:

«So wie zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ein wirklich globaler Markt entstanden ist, so funktioniert dieser Markt auch ohne moralische Leitlinien und Zügel und ist so zur mächtigsten Institution unserer Zeit geworden. Sogar Nationalstaaten können oft wenig tun, um ihn zu begrenzen oder zu regulieren. Die Idee «des Marktes» wird immer seltener als Werk der Kultur bezeichnet («von Menschenhand gemacht», wie die Bibel über Götzen sagt), sondern als der «natürliche» Lauf der Dinge. Daher entschlüpft die «Religion» des Marktes so oft der Kritik und Bewertung, oder schon der Wahrnehmung. Sie wird für ihre Jünger so unsichtbar wie es die Religion der vorschriftlichen Australier war, die Durkheim studiert hat, der sie einfach beschrieb als «so wie die Dinge eben sind» (Cox 2001, 124).

Wie Cox nahe legt, hat der Kapitalismus einen Entstehungsmythos, seinen Mythos des Sündenfalls, seine Dogmen von Sünde und Vergebung, den Begriff des Opfers (der Staat muss den Gürtel enger schnallen) und seine Hoffnung auf Erlösung durch den Freihandel (siehe den Beitrag «Neoliberalismus»). In der Tat, so wie die Kirche im Mittelalter die Menschen mit grundlegenden Orientierungen ausstattete, so tun es heute die multinationalen Konzerne mit ihren «Mission statements», ihren dringenden «deadlines» und ihrem Bedarf nach Spitzenleistungen und ganzheitlicher Qualität [«total quality management»; CH]. Paradoxerweise also verschafft das, was wie das weltlichste aller Systeme aussieht (der Kapitalismus), und was um die profansten aller Aktivitäten herum organisiert ist (ein

Auskommen haben, einkaufen), einen Sinn für das Heilige. Was als *Mittel* zum Zweck begann – Kapitalismus als Mittel, das gute Leben als Zweck –, ist selbst zum *Zweck* geworden. Das ist ein großer Fall von Verschiebung in der Mission. Die Kathedralen des Kapitalismus beherrschen unsere Städte. Seine Ideologie beherrscht unsere Sendekanäle. Er verlangt Opfer durch lange Arbeitszeiten und verspricht Segen durch Waren. Als die Terroristen am 11. September das World Trade Center angriffen, haben sie vielleicht etwas treffen wollen, was sie als mächtigeren Konkurrenztempel, als Religion wahrnahmen. So grausam sie waren, so recht hatten sie darin, den Kapitalismus als wichtige rivalisierende Religion anzusehen und die Twin Towers als sein Symbol.

Wie ältere Religionen erzeugt der Kapitalismus die Ängste, auf die er eine notwendige Antwort sein will, teilweise erst selbst. Wie das gallige Gebet, das mit «Der Mensch, ein demütiger Sünder» anfängt und mit «Nur diese Kirche kann dich erlösen» endet, so definiert das Ethos des Marktes Arme oder Arbeitslose als «schändliche Faulpelze» und bietet Arbeit und einen höheren Lebensstandard als eine Form der Erlösung an. Der Kapitalismus ist also nicht einfach ein System, dass der Familie und der Gemeinschaft dient; er *konkurriert* mit der Familie. Wenn wir unsere Fantasien vom Familienleben, unsere Vorstellungen davon, ein «guter Vater» und eine «gute Mutter» zu sein, von unserer täglichen elterlichen Praxis abtrennen, dann leben unsere Ideale zeitlos weiter, während wir den größten Altar der Staat vergöttern, mit Zehnstudentagen und langen Ausfahrten in das Einkaufszentrum.

Ein Kraftfeld scheint in Richtung der Religion des Kapitalismus zu drücken. Doch wenn auch niemand zurückwill in den Regen des Patriarchats, müssen wir der Traufe des Markt-Individualismus doch genau ins Gesicht sehen [auf Englisch heißt das Sprichwort «from the frying pan into the fire», von der Bratpfanne ins Feuer, was einen Bezug zum Haushalt hat, CH]. Es ist im Sinne dieses Blickes ins Feuer, wenn wir nun verschiedene Bedingungen untersuchen, die die Tendenz zur Anwendung des Effizienzprinzips im Privatleben verstärken.

Der erste Faktor ist der unvermeidliche – und insgesamt, meine ich, vorteilhafte – Einzug der Frauen in die Lohnarbeiterschaft. Das durchgängige Fehlen staatlicher oder unternehmerischer Richtlinien, die Auszeiten für Eltern sowie verkürzte und flexiblere Arbeitszeiten fördern würden, verstärkt

den Trend zum Druck auf die Zeit. In den letzten zwanzig Jahren sind die Arbeitenden auch von einer länger werdenden Arbeitswoche eingekeilt worden. Einem neuen Report der «International Labour Organisation» (ILO) zur Arbeitszeit zufolge arbeiten die Amerikaner länger als die Arbeitnehmer jedes anderen Industrielandes. Wir arbeiten jetzt sogar zwei Wochen länger im Jahr als unsere Kollegen in Japan, der Arbeitszeit-Metropole der Welt (Doohan 1999). Verheiratete Amerikanische Paare und allein erziehende Eltern arbeiten mehr Stunden am Tag und mehr Wochen im Jahr als noch vor dreißig Jahren. Mitsamt ihrer Überstunden und Anfahrtszeiten zählte eine Statistik von 1992 für Männer 48,8 Wochenstunden und für Frauen 41,7 (Galinsky et al. 1993). Das unterschiedliche Arbeitsverhalten wird natürlich von der sozialen Klasse, der Ethnizität und Herkunft sowie von Zahl und Alter der Kinder beeinflusst. Doch insgesamt hat die Zeit (außerhalb der Arbeit), die man für die Kinder zur Verfügung hat, durch die Zunahme an bezahlter Arbeit bei Müttern und einem Trend zum Alleinerziehen zwischen 1969 und 1996 um durchschnittlich 22 Stunden abgenommen (Council 1999). Und die emotionale Anziehungskraft der Arbeitskultur ist manchmal so stark, dass sie gegen die schwächere Familienkultur das Rennen macht (Hochschild 2003, 198–212).

Wenn der Kapitalismus als Mittel begonnen hat und zum Selbstzweck wurde, dann haben es Familien und Gemeinschaften täglich mit einem konkurrierenden Dringlichkeitssystem und rivalisierenden Zeitbegriffen zu tun. Abgabetermine in der Firma konkurrieren mit Schulaufführungen. Der Schlussverkauf in den Großmärkten nimmt es mit dem Herumlungern zu Hause auf. Die Terminpläne und Regeln der Firma dominieren bei Arbeitern jetzt die der Familie. Für die Manager und Fertigungsarbeiter bei Amerco, die Firma, die ich für *Time Bind* untersuchte, schaffte es das Debüt eines bestimmten Produktes und der Lebenszyklus dieses Produkts, persönliche Jubiläen und Schulferien zu über treffen. Wenn Familienereignisse einmal Vorrang hatten, dann zu den Bedingungen der Firma. Eine Frau erklärte:

«Meine Mutter ist gestorben und ich bin nach Hause gefahren, um die Beerdigung zu arrangieren und so weiter. Ich fuhr für vier Tage. Soviel Zeit gibt uns die Firma für die Trauer, also bin ich auch solange gegangen.»

Zu Beginn der Industrialisierung in Europa sind ganze Arbeiterheere an Festtagen verschwunden, oder haben Arbeiter

Eisenstangen in die Maschinen gelegt, die Fließbändern angehalten und eine Pause genommen. Die Firmenzeit hat nicht immer geherrscht.

In Reaktion auf die Herausforderung durch das konkurrierende Dringlichkeitssystem, so hatte ich argumentiert, trennen viele Familien das Ideal von sich als einer «engen Familie» von dem realen Leben ab, das weit gehetzter, fragmentierter, gedrängter und individualisierter ist, als sie es gern hätten. Sie entwickeln die Idee einer hypothetischen Familie – der Familie, die sie sein würden, wenn sie nur die Zeit hätten. Und gehen dann mit dem Leben doch wieder anders um.

Viele Amerco-Angestellte kamen nach einem langen Arbeitstag nach Hause, um eine Menge notwendiger Aktivitäten auf eine begrenzte Zeit zusammenzupressen. Obwohl es wichtige Ausnahmen gab, versuchten viele Arbeiter, die heimischen Pflichten im Schnelldurchgang zu erledigen; selbst wenn es dafür keinen anderen Grund gab als den, woanders ein wenig Zeit für Langsamkeit zu gewinnen. Sie benutzten viele Strategien, um Zeit zu gewinnen – sie planten, delegierten, taten verschiedene Dinge gleichzeitig. Sie drängten eine Aktivität dicht an die nächste und eliminierten damit die zeitliche Einrahmung des Geschehens; Perioden der Vorfreude oder Nachbereitung, die seine emotionale Bedeutung hätten erhöhen können. Von 14 Uhr bis 14:45 Uhr ist Spielzeit, von 14:45 Uhr bis 15:15 Uhr Einkaufszeit; von 15:15 bis 16:45 wird die Großmutter besucht usw. Eine Mutter, eine Verkaufsleiterin, erzählte zufrieden: «Das, was mich zu einer guten Angestellten macht, erlaubt mir auch zuhause, all das zu tun was ich tue; ich bin ein Multitasker – aber (mit einem Lachen) bei der Arbeit werde ich dafür bezahlt.»

Bei all diesen Aktivitäten könnte die Zeit in der Familie als «gehetzt» oder «überfüllt» genannt werden. Doch viele berufstätige Eltern nahmen eine sportliche «Spaß»-Einstellung gegenüber ihren gehetzten Leben ein: «Mal sehen, wie schnell wir das hinbekommen! Na los, Kinder, auf geht's!» Sie brachten ihr Bild von der Familie näher an die Realität, indem sie sich sinngemäß sagten: «Wir mögen es so.» Sie sahen Stress als Herausforderung. In anderen Familien schienen Eltern ihre Kinder offensichtlich anzuhalten, Terminkalender zu entwickeln, die parallel mit ihren eigenen gingen und ebenso hektisch waren. Der durchschnittliche Jahresurlaub bei Amerco – und in den USA allgemein – liegt beispielsweise bei 12 Tagen, während Schulkinder Sommerferien von typischerweise drei Monaten

haben. Daher schickte eine Amerco-Mutter ihren achtjährigen Sohn in ein nahe gelegenes Sommercamp und erklärte ihm in Du-wirst-es-lieben-Manier: «Du musst auch zu deiner Arbeit gehen.» Sie sprach von ihrem Tagesablauf wie von einer strapaziösen Bergwanderung. Sie hatte Spaß daran, es sich durch Multitasking und zerstückelte Zeit noch schwerer zu machen.

Ein anderer Weg, den Widerspruch zwischen Ideal und Realität zu überwinden, war eine Kritik der Spaßethik, indem man etwa sagte: «Das Familienleben ist kein Spaß. Es muss anstrengend sein, aber wir haben den Stress gemeinsam, ist das nicht in Ordnung so?» Das half Familien oft über lange Zeiträume hinweg, aber es hielt Familienmitglieder auch davon ab, einander die volle Aufmerksamkeit zu geben. Die Zeit war übereilt (es gab nicht genug Zeit für eine Aktivität – zum Beispiel 15minütige Bäder, 20minütige Dinner). Oder sie war überfüllt (eine oder mehrere Personen taten mehrere Dinge zur gleichen Zeit). Oder aber sie war unkoordiniert. Nur zwei von vier Leuten schafften es zum Abendessen, zum Ballspiel, zu einem Treffen. Wenn es keine chronische Vermeidung von Anspannungen gab, gingen Familien noch einen weiteren Weg. Sie *verschoben* die Entspannung. Statt zu sagen: «Dieser Stress macht Spaß», sagten sie sinngemäß: «Dieser Stress macht keinen Spaß. Aber *danach* werden wir Spaß haben.» Sie warteten auf das Wochenende, auf den Urlaub, auf die «Qualitätszeit».

Aber je mehr eine Familie die Gelegenheit zu einer entspannten Kommunikation verschob, desto mehr Angst bekam sie manchmal davor. Ein Mann erzählte mir:

«Meine Frau und ich haben schon lange keine Zeit mehr miteinander verbracht, also haben wir uns entschieden, uns einiges an ‚ehelicher Qualitätszeit‘ zu gönnen und abends Essen zu gehen. Wir hatten ein schönes Essen und gingen danach noch spazieren. Wir kamen an einem Spielzeugladen vorbei und meine Frau wollte ein Spielzeug für unser Kind kaufen. Aber ich sagte ihr: ‚nein, die Qualitätszeit für unser Kind nimmst du dir ein andermal. Das ist *unsere* Qualitätszeit.‘ Also haben wir uns den restlichen Abend darüber gestritten, wessen Qualitätszeit wir gerade verbrachten».

Ein Vorstandsmitglied, der ebenfalls sehr lange arbeitete, hat die Strategie des Verschiebens ins Extrem gesteigert. Als ich ihn fragte, ob er nicht gern mehr Zeit mit seinen drei Töchtern

verbracht hätte, während sie aufwuchsen, antwortete er: «Sagen wir so: ich bin stolz auf das, was aus ihnen geworden ist.» Dieser Vater liebte seine Töchter, aber er liebte sie als Ergebnisse. Sein Gefühl war eher das: «Ich möchte, dass *meine Frau* es genießt, sie großzuziehen. Ich freue mich stellvertretend. Ich werden mich am Ergebnis erfreuen, an den jungen Erwachsenen.» Er dachte also nicht, dass ein Familienleben Spaß machen sollte (oder auch nicht sollte), solange die Kinder noch klein oder jugendlich sind. Das war die Sache seiner Frau. Er verschob sein Gefallen daran auf den Punkt, an dem die Töchter erwachsen sein würden.

Sogar solche Amerco-Eltern, die weit mehr Zeit mit ihren Kindern verbrachten, rechtfertigten diese Zeit gelegentlich mit ihren künftigen Ergebnissen. Sie freuten sich, wie «reif für ihr Alter» ihre Kinder waren, wie «weit voraus», gemessen am limitierten Zeitbudget der Eltern. Vielleicht hatten die meisten Eltern eine Doppelperspektive auf ihre Kinder: sie kümmerten sich um ihr Kind, solange es aufwuchs, und interessierten sich für seinen Werdegang als Erwachsener. Am meisten orientiert an der Familie als einer Quelle intrinsischer Freude waren Frauen und Arbeiter der unteren und mittleren Dienstgrade; am wenigsten in diese Richtung gingen das obere Management und professionelle Männer – die Gemeinde hier, die Priester dort.

Vom oberen bis zum unteren Ende der Beschäftigten bei Amerco mussten die Angestellten die Herausforderung des Kapitalismus annehmen – nicht einfach als eines Systems, dass ihnen Arbeit, Geld und viele Gebrauchsdinge verschafft, sondern als eines Systems, dass ihnen in einer verwirrenden Zeit Zwecke und Leitlinien aufzeigt. Sie mussten mit der Religion des Kapitalismus umgehen, seinem Griff nach der Ehre und dem Sinn für Würde, seiner Reduzierung (oder Absorption) der Zeit in Familie und Gemeinschaft. Wir sind von einer Ära, in der die meisten Frauen keine oder kaum bezahlte Arbeit hatten, in eine solche aufgestiegen, in der fast alle Frauen dies haben. Springen die Frauen nun von der Pfanne des Patriarchats in das Feuer des Kapitalismus? Wie die frühindustriellen Arbeiter an Festtagen blau machten, weil sie noch nicht für den Kapitalismus «zivilisiert» waren, werden die Arbeiter der postindustriellen Ära vielleicht eigene Wege eines ausgeglichenen Lebens finden. Es könnte einen Ausgleich geben nicht nur zwischen der Rolle als – sagen wir – Klavierlehrerin und der als Mutter, sondern auch zwischen der *unbezahlen Welt* in der Gemeinschaft und zuhause

und der *Geldwelt* von Arbeit und Supermarkt. Das dürfte das tiefere Problem sein, dass der Anzeiger für die Haferflocken zugrunde liegt. Denn unsere kulturelle Atmosphäre ist auf trügerische Weise für eine Werbung wie die von Quaker Oats empfänglich, die uns Zeit damit verbringen lässt, weitere Dinge zu kaufen, die versprechen, Zeit zu sparen – welche wir wieder nur für das Geldverdienen und Geldausgeben brauchen.

Literatur:

- Council of the Economic Advisors (1999): *Families and the Labour Market 1969-1999: Analyzing the Time Crunch*, Report by the Council of Economic Advisors. Washington D.C.
- Cox, Harvey (2001): «Mammon and the Culture of the Market: A Socio-Theological Critique» in: Madsen, Richard/Sullivan, William S./Swidler, Ann/Tipton, Steven M. (Hg.): *Meaning and Modernity: Religion, Polity, and Self*. Berkeley, 124-135
- Doohan, John (1999): «Working long, Working better?» in: *World of Work: The Magazine of the International Labour Organization* 31, September/Oktober
- Galinsky, Ellen/Bond, James/Friedman, Dana (1993): *The Changing Workforce. Highlights of the National Study*. New York
- Gillis, John R. (1994): «What's behind the Debate on Family Values?» Plenarsitzung der Sektion für Soziologie der Familie in der *American Sociological Association*, Chicago
- Hochschild, Arlie R. (2000): *The Time Bind: When Work becomes Home and Home becomes Work*. New York
- Hochschild, Arlie R. (2003): *The Commercialization of Intimate Life: Notes from Home and Work*, Berkeley
- Popenoe, David (1989): *Disturbing the Nest. Family Change and Decline in modern Societies*. Aldine
- Putnam, Robert D. (2000): *Bowling Alone. The Collapse and Revival of American Community*. New York
- Schor, Juliet (1998): *The Overspent American: Upscaling, Downshifting, and the New Consumer*. New York